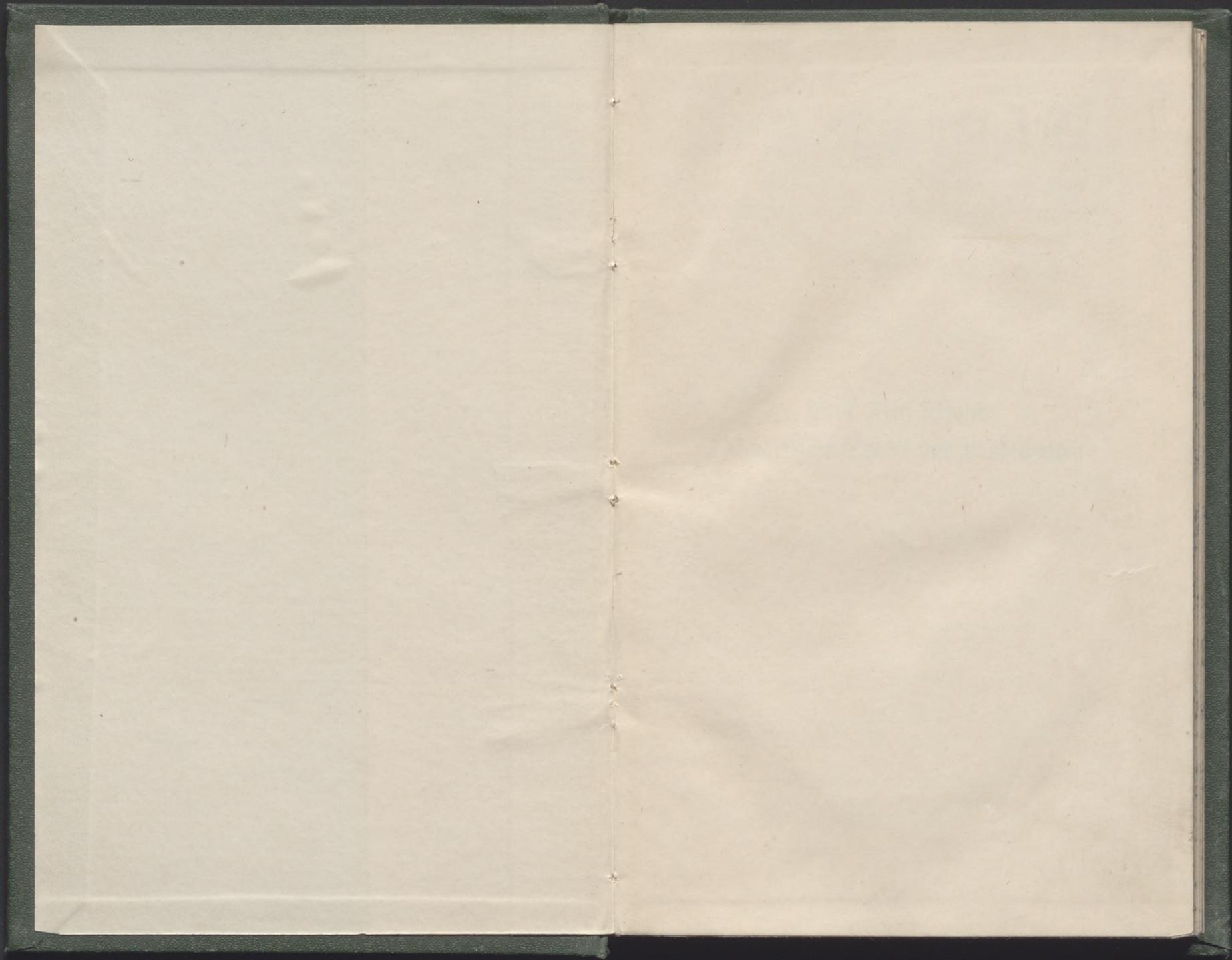


Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

129303

II





# Heimat und Welt

Herausgegeben unter Mitwirkung des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ von Dr. H. Kellermann.

Für nur 6 Mark Jahresbeitrag 12 reich illustrierte Monatshefte und 4 wertvolle Bücher.

„Heimat und Welt“ berichtet allmonatlich auf 32 reich mit Bildern geschmückten Seiten über Deutsches Land und Volk in aller Welt. Deutsche Sitten und Gebräuche — Heimatschutz — Heimatpflege — Deutsche Natur — Deutsches Wandern — Deutsche Arbeit im In- und Ausland — Erfahrungen der Auslandsdeutschen — Entwicklung unserer Kolonien — Deutsches Schul- und Bildungswesen im Auslande. Fremde Länder und Völker, unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu ihnen. — Der Unterhaltungsteil bringt kleine Novellen und Skizzen und größere fortlaufende Romane und Erzählungen unserer ersten Prosadichter.

Tägliche Rundschau: „... Die beste Förderung der Vereinigung ist Beitritt, der hiermit unseren Lesern im Inland und Ausland bestens empfohlen sei!“

## Die 4 Bücher des Jahres 1914:

- A. Besselski, Deutsche Schwänke.
- N. Neuhaus, Unsere Kolonie Deutsch-Neu-Guinea.
- H. Popp, Das Werden der deutschen Familie.
- F. Braun, Ostmärkische Städte u. Landschaften.

Wer die 4 Bücher in Ganzleinenbänden mit Originalzeichnungen von Künstlerhand gebunden wünscht, zahlt 10 Mark.

Ausführliche Prospekte und Probehefte durch  
**Alexander Duncker Verlag/Weimar**

# Ostmärkische Städte und Landschaften

Von

Prof. Fritz Braun

Mit 21 Bildern



Lehrerbücherei  
Stolpmünde. F 37

Vereinigung Heimat und Welt  
Geschäftsstelle: Alexander Duncker Verlag / Weimar



L. L.  
F. J.

*Faint mirrored bleed-through text from the reverse side of the page.*

Alle Rechte vorbehalten.

129.303  
V



Buchdruckerei Emil Herrmann senior in Leipzig.

## Inhalt.

	Seite
Einleitung . . . . .	1
Ein Ausflug in den Kamminer Winkel . . . . .	31
Aus Pommerns alten Städten <i>Barth</i> . . . . .	42
Ein hinterpommersches Seebad <i>Neukamm</i> . . . . .	52
Von pommerellischen Landseen . . . . .	65
Eine alte Hansestadt <i>Angst</i> . . . . .	76
Das Hochmeisterschloß der Kreuzritter . . . . .	110
Aus dem Posener Lande . . . . .	130



## Abbildungen.

	Tafel
Weichselbrücke bei Thorn . . . . .	1
Culm an der Weichsel . . . . .	1
Mottlau-Ufer bei Sperlingsdorf . . . . .	2
Eulenturm und Stettinertor in der Stadtmauer von Pyritz . . . . .	3
An der Stadtmauer von Pyritz . . . . .	3
Pyritz im Winterkleid . . . . .	4
Dünen bei Stolpmünde . . . . .	4
Beim Lachsfang in Stolpmünde . . . . .	5
Stolpelauß bei Stolpmünde . . . . .	5
Der Gurkasee bei Dwinsk (Provinz Posen) . .	6
Austritt der Nadaune aus dem Dstritzsee neben einem Kassubischen Bauernhause . . . . .	7
Danzig: Hafen mit Kran . . . . .	8
Danzig: langer Markt . . . . .	9
Danzig: lange Brücke . . . . .	10
Alte Weischläge in Elbing . . . . .	11
Danziger Graacht . . . . .	12
Chaussee in der Niederung . . . . .	13
Flachufer bei Marienburg . . . . .	14
Die Hochmeisterwohnung der Marienburg im Schnee	15
Ansiedlungsgehöfte in Golenhofen (Posen) . .	16



## Vorwort.

In dem vorliegenden Büchlein eine vollständige Landeskunde des nordöstlichen Deutschlands zu bieten, war nicht die Absicht des Verfassers, weil die Fülle des Stoffes ihn dann gezwungen hätte, auf jene weitausladende Breite der Behandlung zu verzichten, ohne die es schlechterdings nicht möglich ist, geographische Charakterbilder zu entwerfen, die dem Leser die sinnlichen Eindrücke halbwegs ersetzen können.

Die verschiedenen Abschnitte sind nicht wahllos zusammengestellt. In dem ersten Teile des Buches lernen wir in Hinterpommern Land und Leute kennen, dann halten wir auf dem seenreichen Hochlande Umschau, das die pommerische Küste von dem Weichseltal trennt und rasten in den beiden Städten, die in der Geschichte der deutschen Ostmark die wichtigste Rolle spielen. Eine ganz andere Welt lernen wir zum Schluß in den Ansiedlungsgehöftern der Provinz Posen kennen. Dort gewinnen wir die Überzeugung, daß auch heute noch unsere Volksgenossen rüstig am Werke sind, die ostmärkische Erde mit Pflug und Egge in Deutsches Land zu verwandeln.

Gar viele Stätten, die ebensoviel Anspruch auf die Teilnahme des Lesers gehabt hätten, mußten wir unbeachtet lassen. Wenn es dem schlichten Führer glücken sollte, sich das Vertrauen der Wegesellen zu erwerben, so folgen sie vielleicht über Jahr und Tag seiner Aufforderung, mit ihm von der Stadt der reinen Vernunft zu der schluchtenreichen Küste des Samlands zu pilgern, in den Sumpfwäldern am kurischen Haff das urgewaltige Elch zu beobachten und in den Nebgärten von Chwalim und Grünberg ein Glas auf den ostmärkischen Weinbau zu leeren.

Als ich das bescheidene Werkchen niederschrieb, wurden mir liebe Bilder aus froher Jugendzeit wieder lebendig. Deshalb mag es den Jugendfreunden gewidmet sein, mit denen ich einst der Heimat Flur durchstriefte.

Auch an dieser Stelle möchte ich den Herren, die mir in liebenswürdiger Weise allerlei Lichtbilder zur Verfügung stellten — besonders den Herren Oberlehrer Deutschendorff, Zahnarzt Schwanke und Realschuldirektor Professor Dr. J. Voigt — meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Graudenz, im Sommer 1914.

Fritz Braun.

## Einleitung.

Mit Recht betonen neuerdings die deutschen Geschichtsschreiber immer wieder, man dürfe, was unser Vaterland angeht, nur sehr bedingungsweise von dem so oft angeführten „Zug nach Westen“ sprechen, da seit den Tagen der großen Sachsenkaiser viele, viele Hunderttausende unserer Landsleute gen Osten gewandert sind, um den weiten Raum zwischen dem böhmischen Gebirgsmassiv und der Ostsee mit deutschen Ansiedlern zu besetzen und ihre Vorposten bis weit nach Westrußland vorzurücken.

Namentlich zur Zeit der mächtigsten Hochmeister des Deutschen Ritterordens wollten die Züge nach dem Osten, wo den zahlreichen Sprossen der deutschen Bauern fette Niederungswiesen und fruchtbare Acker als freies Eigentum winkten, gar kein Ende nehmen. Um uns zu vergegenwärtigen, wie schnell das Deutschtum zu Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung nach Osten vordrang, brauchen wir nur die Lage Heinrichs II. der Regierung Karls IV. gegenüberzustellen. Während noch der letzte Sachsenkaiser das Kloster Bamberg vornehmlich deshalb gründete, weil er die slavischen Gegenden am oberen Main germanisieren wollte, finden wir gegen Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts vorgeschobene Posten des Deutschtums nicht allzuweit von dem Orte, den Peter der Große für geeignet hielt, die junge Hauptstadt seines aufstrebenden Reiches zu tragen.

Doch infolge des Erstarkens der slavischen und lettischen Grenzvölker ließ die deutsche Einwanderung im Osten nur allzu rasch nach, und als der Kreuzritterorden in den furchtbaren Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts von den vereinigten Polen und Litauern niedergeworfen war, schalteten polnische Machthaber sogar in der stolzen Burg, von der aus Winrichs von Kniprode Blick einst über die fruchtbaren Fluren schweifte, die deutsche Latkraft der ungestümen Weichsel abgerungen hatte.

Auch der unerhörte wirtschaftliche und politische Auf-

schwung, der sich während des letzten Jahrhunderts in deutschen Landen vollzog, konnte daran nur wenig ändern. Weil die Moränenhalden und Kreideschichten der Nordostmark keine Kohle und kein Eisen bargen, fehlte hier die Veranlassung zu jenem Zusammenströmen arbeitswilliger Menschen, dem die Industriegebiete des deutschen Westens ihre dichte Bevölkerung verdanken, und mit Bekümmernis mußte der Sohn des Ostens feststellen, daß seine dünn bevölkerte Heimat einen großen Teil ihrer Söhne hergeben sollte, um den Menschenhunger der westlichen Industriegebiete zu stillen.

Während die Tuchindustrie Ostdeutschlands, die ehemals in großer Blüte gestanden hatte, durch die russischen Einfuhrzölle zugrunde gerichtet wurde, erhob sich jenseits der Grenze, um Lodz herum, eine mächtige Weberei neben der anderen, durch die eine Menge deutscher Landsleute von der Muttererde hinweg auf einen Boden verpflanzt wurde, wo ihre Kinder und Kindeskinde dem Polentium wohl rettungslos verfallen sind. Daher wird es dem ostmärkischen Landwirt immer schwerer, sich die erforderlichen Arbeitskräfte zu verschaffen, und er muß sich schon glücklich preisen, wenn er den von seinen deutschen Vätern ererbten Boden mit russischen oder galizischen Arbeitern bestellen darf, die zur Winterzeit nach Hause zurückkehren, um mit ihren Ersparnissen ein fremdes Land bereichern zu helfen. Welcher Ostmärker vermöchte sich des Unmuts zu erwehren, wenn ihn der Zufall mit einer Schar dieser slavischen Wanderarbeiter zusammenführt, deren urväterliche Noheit der Nase nicht weniger auffällig ist als dem Auge, und wenn er sich dabei jener Zeiten erinnert, da friesische, sächsische, fränkische Bauern dem aufblühenden Staate der Kreuzritter zuströmten? — Wo sind die Tage geblieben, da die lockende Weise

„Naer Dostland willen wij rijden,  
Naer Dostland willen wij mee,  
Al over die groene heiden  
— Frisch over die heiden —  
Daer isser een betere stee.“

einen ähnlichen Zauber ausübte wie später die Berichte von dem jungfräulichen Wunderlande im Westen des Weltmeeres? —

Daß wir in den letzten Jahrzehnten wieder bauerliche Einwanderer deutschen Stammes in der Ostmark begrüßen dürfen, haben wir dem Ansiedlungswerk des preussischen Staates zu verdanken. Auch in Zukunft können wir von der Tätigkeit der Ansiedlungskommission noch viel Gutes erhoffen, wofür Gott unsere Polenpolitik vor den unseligen Schwankungen bewahrt, die sie schon so oft um den Erfolg mühevoller Arbeit betrogen haben.

Um zu erkennen, wie rasch die Städte des Rheinlandes ihre ostmärkischen Schwestern überflügelt haben, braucht man nur die Entwicklung von Köln und Düsseldorf mit der von Königsberg und Danzig zu vergleichen. Wir müssen uns heute schon geradezu Mühe geben, daran zu glauben, die ostpreussische Residenzstadt, die von dem Fabrikort Essen überflügelt, von Duisburg beinahe eingeholt worden ist, habe noch vor einem Jahrhundert als das zweite Berlin gegolten. Auch dem Danziger will es bei einer Wanderung durch Magdeburg und Stettin gar nicht recht in den Sinn, daß jene Orte noch vor vierzig Jahren weniger Einwohner zählten als seine Vaterstadt.

Unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß der Nordosten des deutschen Vaterlandes in der Wertschätzung der Landsleute nicht gerade obenan steht. Es kann ja auch nicht bestritten werden, daß dieses Gebiet in wirtschaftlichen Dingen hinter den anderen Teilen des deutschen Reiches, die eine günstigere Verkehrslage besitzen und obendrein noch reiche Bodenschätze ihr eigen nennen, arg zurückgeblieben ist. Ebenso entschieden müssen wir uns aber gegen die Annahme verwehren, die jenseits der Ober gelegenen Provinzen des preussischen Staates seien in landschaftlicher Beziehung öde und reizlos. Sollte die Bevölkerung unserer Industriegebiete noch ein paar Menschenalter mit unverminderter Schnelligkeit anwachsen, so zieht vielleicht eine Zeit herauf, da der Rheinländer, der Westfale dem Osten zustreben, um sich einer

jungfräulicherer Natur zu erfreuen, wo des Büchfinken markliges Lied noch nicht von dem Dröhnen der Hämmer und dem Sausen der Triebräder übertönt wird, wo nicht schwarzgraue Rauchwolken den Himmel verfinstern, sondern singende Lerchen im sonnigen Aether schweben. Während es in vielen Theilen des Westens schon höchste Zeit ist, diesen und jenen eigenartigen Landstrich in einen Naturschutzpark zu verwandeln, um den Bewohnern dadurch ein Stückchen unberührter Natur zu erhalten, dehnen sich in der Ostmark noch meilenweite Heiden und weltverlassene Moore, wo wir stundenlang wandern können, ohne einer menschlichen Siedelung zu begegnen.

Man braucht nur eine Karte Deutschlands zur Hand zu nehmen, um zu erkennen, daß gerade im Nordosten die Bodenform des Küstenlandes am mannigfaltigsten gestaltet ist. Während wir westlich der Elbe nur in der Lüneburger Heide ansehnliche Hügel finden, weisen die Pommersche und die Preussische Seenplatte Berge von mehr als 300 Meter Meereshöhe auf, und während dort Binnenseen wie der Dümmersee und das Steinhuder Meer seltene Ausnahmen bilden, zählen in den nordöstlichen Seenplatten die Landseen buchstäblich nach Tausenden.

Wenn die Ostmark trotzdem auf den physikalischen Karten mitunter etwas flach erscheint, so liegt das zum guten Theile daran, daß man erst solche Gebiete durch auffälligerer Färbung hervorzuheben pflegt, die jenseits der 200 Meterlinie liegen. Wollte man schon von 150 Meter ab jene Farbe brauchen, so würden sich die Hochländer der Seenplatten viel wirksamer von ihrer Umgebung abheben. Aber auch so wird es uns klar, daß die Provinzen Preußen, Pommern und Posen durchaus keine flache Tiefebene darstellen, und daß wir völlig ebene Gebiete dort nur in der Nähe der Meeresküste und längs der größeren Flüsse antreffen. Schon die Küste Nordostdeutschlands, an der steile Uferstrecken mit flacherem Dünenstrande wechseln und flache Hafse und Strandseen an tiefe Meeresbuchten grenzen, zeigt uns eine Fülle reizvoller Landschaftsbilder. Landeinwärts heben sich dann die ansehn-

lichen Moränenzüge des Baltischen Landrückens stattlich empor, und wenn wir den raschen Flüsschen entgegenwandern, die von dem Hochlande herabrauschen, so verwandeln sich die breiteren Talgründe nicht selten in tiefe Schluchten, die uns an die deutschen Mittelgebirge erinnern. Nach Süden zu gehen dann die Moränenberge in eine weite Hochfläche über, die von längst verschwundenen Gletscherwassern mit einer hohen Sandschicht bedeckt worden ist, auf der nur die anspruchslose Kiefer, Wacholderbüsche und Heidekraut ihr Leben fristen. Auf diesen kärglichen Sandflächen finden wir die größten Kiefernwälder Norddeutschlands, wie die menschenleere Tucheler Heide. Jenseits des Tals der oberen Weichsel und der Netze, das die Preussische und Pommersche Seenplatte im Süden begrenzt, dehnt sich das Gelände bald in breiteren Hochebenen, bald finden wir dort hügelländer, deren Reichthum an ansehnlichen Erhebungen uns an die höheren Teile der Seenplatten erinnert. Und auch hier bilden die blauen Seen noch immer den schönsten Schmuck der Landschaft, wenn sie auch nicht mehr so häufig sind wie weiter nordwärts zwischen der Netze und dem Gestade der Ostsee.

Auch die zahlreichen Wasserläufe tragen sehr viel zur Belebung unserer Ostmark bei. In malerischen Schluchten eilen die Bäche Pommerns und Preußens von der walddreichen Hochebene zu dem Meere oder den größeren Flüssen hinab, und an Memel und Weichsel finden wir großzügige Stromlandschaften, deren eigenartigem Zauber sich der Wanderer nicht zu entziehen vermag. Hinsichtlich des Walddreichtums kann sich das baltische Küstenland mit den deutschen Mittelgebirgen allerdings nicht messen; immerhin ist es aber auch in dieser Hinsicht viel besser daran als der Nordwesten des Reiches, zählen doch Wälder wie die Johannishurger und die Tucheler Heide zu den größten Waldgebieten unseres Vaterlandes.

Die deutschen Lande jenseits der Oder sind geräumig genug, um bezüglich des Klimas, der Pflanzen- und

Tierwelt so große Unterschiede zu zeigen, daß sie auch dem Laien auffallen müssen. Im nördlichen Schlesien und den benachbarten Grenzstrichen der Provinz Posen bettet noch der edle Weinstock großbeerige Trauben auf den sonnendurchglühten Sand, während wir in den meisten Gauen Ostpreußens wegen des kurzen Sommers schon auf den herrlichsten Waldbaum unserer Heimat, die lichtlaubige Rotbuche, verzichten müssen. Dabei ist es auffallend, daß dieser Baum, der östlich von Königsberg auch in tieferen Lagen nicht mehr als urwüchsiger Waldbaum angetroffen wird, in dem höchsten Teile des kassubischen Berglandes noch prächtige Wälder bildet, obgleich er dort durchaus nicht unbedingt auf höhere Wärmegrade und eine längere Wachstumsdauer zu rechnen hat. In den wärmsten Winkeln unserer Nordostmark hält sich die Durchschnittstemperatur des Januars dem Nullpunkt noch recht nahe; in den kältesten Teilen Masurens liegt sie volle 5 Grad niedriger, so daß wir uns dort schon auf Kältegrade gefaßt machen müssen, die dem Sohne des Rheinlandes wahrhaft sibirisch vorkommen. Zur Sommerszeit ist der Unterschied zwischen den einzelnen Gauen des Nordostens ebenfalls auffällig genug; ist es doch im Juli an der pommerschen Küste fast um 3 Grad kühler als bei Thorn oder Posen. Das mittlere Maximum von Königsberg bleibt mit 32 Grad nur um 2 Grad hinter dem von Paris zurück, dagegen liegt das mittlere Minimum des Januar dort um sieben Grad tiefer. Eigentümlich für unser Gebiet sind die großen Wärmeschwankungen; zeitweise kann man beinahe von einem Flackern der Wärme sprechen; im Sommer wie im Winter liegen die höchsten und niedrigsten Temperaturen eines Monats, ja der ganzen Jahreszeit mitunter nur um 24 Stunden auseinander. Wenn sich der Laie nach den meteorologischen Tabellen eine Vorstellung von den klimatischen Verhältnissen der Ostmark zu bilden versucht, kommt sie leicht zu schlecht dabei fort. Jene Listen pflegen uns nur die Temperaturen zu verraten, die um 8 Uhr morgens herrschen, verschweigen uns aber,

mit welchen Wärmegraden wir zur Nachmittagszeit rechnen müßten, wo sich der Städter am meisten im Freien zu bewegen pflegt. Jene Apriltage, deren Durchschnittswärme 7 Grad betragen soll, dünken uns noch recht herb und kalt, und doch hätten wir an ihnen in den Nachmittagsstunden mit einer Wärme von 12—15 Grad zu rechnen, die dem Norddeutschen nach einem langen, kalten Winter schon recht sommerlich vorkommt. Anders pflegen die Dinge im Herbst zu liegen, wo uns zwar höhere Morgentemperaturen begegnen, aber die schrägen Sonnenstrahlen nicht ausreichen, eine so hohe Tageswärme zu erzielen wie im April, dessen Tage sehr viel länger sind.

Im allgemeinen läßt sich nicht leugnen, daß unser nordostdeutsches Klima ziemlich kalt und rauh ist; dennoch wäre es verfehlt, zu glauben, wir Ostmärker stünden dabei in jeder Hinsicht hinter dem deutschen Westen zurück, haben wir doch namentlich vor dem Nordwesten unseres Vaterlandes eine viel größere Sonnenscheindauer voraus. Mit dem wärmeren, aber auch viel feuchteren Winter des ozeanischen Westens wäre uns nur wenig gedient. Das erkennen wir in jedem Jahre, wo uns ein Winter dieser Art beschert wird, denn jedermann sehnt sich dann nach klingendem Frost und sonnenhellem Himmel. Und wenn der kurze Frühling sich oft genug erst recht spät einstellen will, so pflegt uns dafür ein langer, heiterer Herbst zu entschädigen, in dem sich wochenlang ein sonniger Tag an den andern reiht und die Luft jene durchgeistigte Klarheit zeigt, die vor allem den Ländern des Mittelmeergebietes nachgerühmt wird. Es ist wohl kein Zufall, daß mancher tüchtige Landschaftsmaler, dessen Wiege in der Nordostmark stand, wie noch neuerdings Artur Bendrat, nicht imstande war, Städte und Landschaften Westeuropas mit der gleichen Treue wiederzugeben wie seine ostdeutsche Heimat. Ganz unwillkürlich malte Bendrat das neblige Hamburg, das von weichem Duft umwebte Paris in dem klaren, durchsichtigen Licht, das unsere ostmärkische Heimat auszeichnet.

Schon die Verschiedenheit des Klimas bringt es mit sich, daß das Pflanzenkleid des nordöstlichen Deutschlands ein recht mannigfaltiges Bild gewährt. Immerhin würden wir dort keine solche Fülle grundverschiedener Pflanzengemeinschaften finden, wenn nicht fruchtbare Lehmgelände und ärmliche Sandhalben fast überall miteinander wechselten. Infolgedessen haben wir nicht nur die Wälder voneinander zu unterscheiden, die aus den einzelnen Laub- und Nadelholzarten gebildet werden, sondern müssen uns auch an die Tatsache gewöhnen, daß dieselbe Waldart, je nach der Art des Bodens, auf dem sie wächst, ganz anders aussieht. Der Landeskundige unterscheidet die Kiefernbestände, die dem Dünenstreifen der Küste folgen, und die endlosen Heidewälder der weiten Sandgebiete, welche sich südlich der großen Moränenzüge ausdehnen, schon auf den ersten Blick von jenen Kiefernwäldern, die dem lehmhaltigen Boden fruchtbarer Gebiete ihre Nahrung entnehmen dürfen. Da Sand- und Lehmstriche bisweilen schon auf kleinen Flächen regellos miteinander abwechseln, finden wir nicht selten auf dem Raum einer Quadratmeile vier, fünf Kiefernbestände von annähernd gleichem Alter, von denen doch keiner dem anderen ähnlich sieht. Auch der landschaftliche Charakter des Mischwaldes wechselt mit der Güte des Bodens. Hier gesellen sich auf sandigem Untergrunde zu den dürftigen Kiefern nur Birken, Pappeln und ein paar Hainbuchen, und blauschwarze Wacholderbüsche bilden unter den Kiefernstämmen das einzige Unterholz, dort wachsen mächtige, stellenweise fast meterdicke Kiefern, Fichten, Eichen, Rot- und Weißbuchen bunt durcheinander, und unter den schattigen Kronen finden wir einen freundlichen Buschwald von Haseln und Traubenkirschen, Berberitzen und Pfaffenhütchen. Es läßt sich kaum ein größerer Unterschied denken als der zwischen den safttrohenden Laub- und Mischwäldern, die den Nordosthang der Pommerschen Seenplatte oder die ansehnlichen Hügel der Elbinger Höhe in ihren grünen Mantel hüllen, und den kümmerlichen Kiefernbeständen der

preussischen Heiden, wo man oft auf weiten Flächen keine einzige saftiggrüne Pflanze zu entdecken vermag.

Durch die Tätigkeit des Menschen ist das Waldkleid der Nordostmark noch bunter geworden. Während die schwermütigen Eibenhorste der Tucheler Heide und die urwaldähnlichen Auwälder an der Südspitze des Weichsel-Nogatdeltas als Zeugen längst verrauschter Zeiten übrig geblieben sind, erinnern uns schulgerechte Fichtenbestände in solchen Gegenden, wo dieser Baum nicht urwüchsig ist, immer wieder daran, daß in unserer mitteleuropäischen Heimat der freie Wald mehr und mehr von der sorgsam gepflegten Forst verdrängt wird.

Einen recht eigentümlichen Anblick gewähren manche Eichenhaine in den großen Sandgebieten des Ostens. Aus einiger Entfernung gesehen gleichen diese Eichen ganz und gar älteren Freilandkiefern. Die untersten Zweige der runden, kuppelförmigen Kronen hängen so tief zu dem gelben Sandboden herab, daß die Büben, welche im Herbst ihre Früchte einheimsen wollen, gar nicht erst am Stamme emporzuklimmen brauchen, sondern mit Leichtigkeit von Ast zu Ast aufwärtssteigen können.

Anderer Pflanzengemeinschaften verraten uns natürlich in ähnlicher Weise, ob sie von fruchtbarem Erdreich genährt werden oder ob ihre Wurzeln nur den kargen Sandboden erreichen, der am Ende der Eiszeit in der Nordostmark so weite Räume gleichmäßig bedeckt hat. Nähern wir uns den verschliffenen Kanälen der Weichselniederung, so staunen wir über die Fülle safttrohenden Grüns, für das die schmalen Wasserläufe kaum Platz haben. Fußhohe Polster von Bergfarnkraut säumen das Ufer; zwischen den Rohrhalmern heben sich die gelben Blüten der Schwertlilien empor, und in jeder Richtung des Rohrdickichts lagern sich die geilen Triebe des Wasserstiefels so breit und üppig, daß die Wasserschnecken nur selten eine Blänke finden, auf der sie ihre Schwimmkünste üben können. Um so pflanzenärmer sind dagegen manche Landseen in der dürftigen Heide, deren klares, durchsichtiges Wasser uns noch weitab vom Ufer

den sandigen Grund erkennen läßt. Ein kaum meterbreiter Streifen von Schilfgewächsen, der stellenweise das Seeufer säumt, und eine schneeweiße Wasserrose, die sich mitten auf der blanken Fläche wiegt, sind mitunter die einzigen Pflanzen, welche wir auf solchen Heide-seen zu entdecken vermögen, so daß der Taucher, der in der breiten Bucht eine glänzende Spur zieht, uns gar einsam und weltverlassen erscheint.

Eine wichtige Rolle bei der Verbreitung von Pflanzensamen dürfte die Weichsel spielen, finden wir doch vorzugsweise an diesem Strome jene Gewächse, welche die Botaniker der pontischen Pflanzengemeinschaft überweisen. Im Zusammenhang damit wollen wir auch die Tatsache anführen, daß bei dem lenzigen Eisgange von den stromab treibenden Massen polnischen Eises nicht selten Leile von Biberbauten und Nester der Beutelmeise zu uns getragen werden.

Ebenso wie der freiere Wald zeigen uns auch die Ackerflur und das Wiesenland in den einzelnen Theilen der Nordostmark recht verschiedene Bilder. Bei den Fischerdörfern hinter den Küstendünen muß der Landwirt zwar die Kartoffeläcker und Roggenfelder nicht selten durch Faschinenzäune vor dem fliegenden Sande schützen, aber dennoch sorgen hier schon der hohe Stand des Grundwassers und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft dafür, daß die Pflanzen trotz des kargen Bodens zumeist recht gut vorwärts kommen. Um so schlimmer sieht es dafür in den Heideflächen am Südbahge der Seenplatten aus, am schlimmsten zumeist bei den ärmeren und ärmsten Besitzern, die nicht imstande sind, den Boden durch künstlichen Dünger mit den Stoffen zu bereichern, welche ihm die Natur vorenthalten hat. Da zeigen sich denn wohl in dem Roggenfelde, dessen kurzährige, halbvertrocknete Halme auch sonst schon spärlich genug stehen, mitunter ordentliche Lichtungen, wo anstatt der blauen Kornblumen und des roten Mohns winzige Stiefmütterchen ihre feinen Blüten der Sonne entgegenrecken. Trägt uns von dort das Dampfroß zu den reichen Niederungen

der Weichselwerder oder zu den wohlbestellten Weizen- und Rübenäckern Cujaviens, so könnten wir uns in einem anderen Erdteil wähen. Oben auf den freien, vom würzigen Dufte der Heidekräuter umwobenen Hochflächen lehrten uns schon die befremdende Breite der Landwege und der Umstand, daß wir immer wieder an weiten Halden öden Landes vorüberkamen, wo nur dunkelblaue Wacholderbüsche zwischen brombeerumrankten Findlingsblöcken Wache halten, gerade zur Genüge, wie wenig es sich für den Landmann lohnt, den Boden unter dem Pfluge zu halten. Wie in manchen Gegenden der Mittelmeerländer kommen wir auch hier durch Dorf- fluren, in denen die bestellten Acker nur winzige, oasen- ähnliche Fleckchen inmitten unbenutzten Landes bilden. Da kann es uns auch nicht wundernehmen, daß diese Landstriche zu den menschenärmsten Gegenden Deutschlands gehören, und daß man westlich der unteren Weichsel auf einem Raum, welcher die Provinz Schleswig-Holstein an Größe noch übertrifft, nur zwei Städten von mehr als 10000 Einwohnern begegnet. In dem Weizacker bei Pyritz, dem fruchtbaren Südwesten Cujaviens and den Ebenen des Weichseldeltas finden wir dagegen kaum einen Morgen Land, der sich der Nutzung entzogen hätte. Wandern wir hier kurz nach der Frühlingsbestellung querfeldein, so entspricht die Flur dem Ideal des anspruchsvollen Dunkel Bräsig; wie sattbraune Sammetdecken liegen die breiten Schläge nebeneinander da, und Pflug und Egge haben so gründliche Arbeit getan, daß man sich gehörig abmühen muß, um nur ein paar faustgroße Erdklumpen zu finden. Und ebenso wohlgepflegt sind auch Weide und Trift. Dort, wo Hinterpommern und Westpreußen mit windumwehten Hochflächen aneinander grenzen, müssen wir oft genug im mah- lenden Sande der Landstraße halten, bis vor unserem Gefährt die fast unübersehbare Herde erdgrauer und schwarzer Schafe den Weg gekreuzt hat. Auf den schwel- lenden Wiesen der Weichselwerder, wo im Heumonnd das blumige Gras schier meterhoch steht, suchen wir vergebens

nach dem wetterharten Schäfer und seinem treuen Hunde. Dafür passen die schwarzweiß geschleckten Kühe, zwischen denen Freund Adebar würdevoll einherstolzirt, um die im Herbst die dunkeln Wolken der Stare wogen, gar trefflich zu dieser sattgrünen Landschaft, die uns von Fülle und Wohlstand kündet, ebenso wie wir auf den waldumsäumten Triften Litauens die Koppel mutiger Rosse nur ungern vermissen würden.

Immer wieder erkennen wir in dem deutschen Lande jenseits der Oder ein Gebiet des Ubergangs, der Vermittlung zwischen Nord und Süd und vor allem zwischen West und Ost. Jahraus, jahrein kämpfen hier die trockenen, sarmatischen Winde mit der wärmeren, feuchteren Luft, welche die Salzflut des Ozeans gen Osten sendet. Von ihr begünstigt, schmückt noch bis tief nach Ostpreußen hinein die edle Rotbuche alle Halden und Höhen, wo sie fruchtbaren Lehmboden findet, mit lichtdurchfluteten Hochwäldern, die uns an den Spessart und den Obenwald erinnern, während andererseits in der deutschen Ostmark auch osteuropäische Gewächse schon so zahlreich sind, daß eine Flora des Gebietes gar lange Reihen pontischer Formen aufzählen muß. Farbenprichtige Orchideen bringen uns Grüße aus dem fernen Süden, und zwerghafte Birkenarten und nordische Beerensträucher erinnern den Wanderer noch heute an die Lage der Eiszeit. Mit der Tierwelt verhält es sich nicht anders. In dem seichten Ufergewässer der preußischen Flüsse, die noch die Sumpfschildkröte beherbergen, nimmt zur Sommerszeit vielleicht der nordische Karmingimpel ein erfrischendes Bad, und während auf der Thorner Bazarplätze die echte Nachtigall das geheimnisvolle Leben der Frühlingsnacht mit ihrem Liede heiligt, nistet in den Büschen des litauischen Sumpfes, wo sich urgewaltige Elche fühlen, schon der nordische Leinfink, dessen Brutrevier bis an die Ländren reicht. Schon längst hat das flechtenliebende Ren, der Better des Elchs, unser Vaterland geräumt, aber noch immer gehört sein Quälgeist, die Rentierbremse, zu der preußischen Tierwelt. Kommt

der Winter ins Land, so zieht von Nordosten her die prächtige Schneeeule in der Ostmark ein, und weichen die Frostriesen dem jungen Lenz, so singt der zierliche Girkitz auf dem ostmärkischen Birkenast ebenso feurig wie auf den Zypressen am sonnigen Arno.

Dieselben natürlichen Bedingungen, welche — wie die ganz allmähliche Veränderung des Klimas und das Fehlen schroffer Gebirgsgrenzen — die Vermischung östlicher und westlicher Pflanzen- und Tierformen begünstigt haben, sind auch dafür verantwortlich zu machen, daß wir hier keine schroffe Sprachgrenze finden. Im Westen unseres Vaterlandes sind das deutsche und französische Volkstum zumeist scharf geschieden, kommen wir aus einem rein deutschen Dorf in einen durchaus welschen Ort. Dagegen ist in der Nordostmark der Landstreifen, in den sich deutsche und slavische Bewohner teilen müssen, stellenweise mehrere Hundert Kilometer breit, und wenn wir einen Gürtel rein slavischen Landes durchwandert haben, ertönen uns mit einem Male wieder deutsche Laute. Dabei verrät sich der Deutsche allorten als Träger der höheren Kultur; auch inmitten slavischer Gebiete besteht der gebildete Teil der städtischen Bevölkerung ganz überwiegend aus Deutschen. Ohne deren wirtschaftliche Regsamkeit wäre auch Posen, die einzige Großstadt der Ostmark, in der mehr Polen als Deutsche wohnen, eine bescheidene Mittelstadt geblieben. Leider berechtigt uns diese Erkenntnis nicht zu der sicheren Annahme, daß die Städte der Grenzmark auch in Zukunft ihr überwiegend deutsches Gepräge in gleicher Weise behalten werden. Ja, man kann beinahe sagen, daß die Deutschen ihre Vorherrschaft durch die erfolgreiche Kulturarbeit selber gefährdet haben. Die Verhältnisse an der westlichen und östlichen Grenze des deutschen Landes unterscheiden sich auch dadurch, daß die Völkergrenze dort stellenweise seit vielen Jahrhunderten die gleiche geblieben ist, während sie sich hier im Osten beständig verschoben hat, und zwar in letzter Zeit recht oft zu Ungunsten unserer Volksgenossen. Daher ist es denn auch verständ-

lich, daß jeder Gutsverkauf, jede Stadtverordnetenwahl in den Grenzprovinzen von den um die Vorherrschaft ringenden Völkern mit reger Teilnahme verfolgt wird.

Trotz aller Bemühungen der Regierung, im deutschen Nordosten allerlei Industrie ins Leben zu rufen, ist dort der Betrieb der Landwirtschaft noch immer der wichtigste Erwerbszweig. Daher ist auch die Siedelungsdichte recht gering. Städtehaufen, wie in Westfalen und der Rheinprovinz, gibt es hier nicht, nur in der Nähe von Danzig sind schwache Ansätze zu einer ähnlichen Siedelungsgruppe vorhanden, da hier die volkreichen Ortschaften Ohra, Oliva und Zoppot sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Provinzialhauptstadt entwickelt haben. Immer wieder äußert der West- und Mitteldeutsche, der zwischen Oder und Memel das Land durchmisst, sein Befremden darüber, wie dünn dort die größeren Städte gesät sind, obgleich sie längs der wichtigsten Eisenbahnlinien noch am dichtesten beieinander liegen. Drängen sich in den deutschen Industriegebieten die Städte immer wieder wie furchtsame Herdentiere eng zusammen, so bevorzugen sie im Osten eine reihenförmige Anordnung, indem sie hier der Küstenebene, dort einer alten Heerstraße oder einem Strome folgen. Um das zu verdeutlichen, brauchen wir nur auf eine Städtereihe wie Barth, Stralsund, Greifswald und Anklam, sodann auf Belgard, Köslin, Schlawe, Stolz, Lauenburg und Neustadt und auf die Weichselstädte Culm, Graudenz, Marienwerder, Marienburg und Elbing hinzuweisen.

Noch vor einem Menschenalter waren die beiden Hafenplätze Königsberg und Danzig die einzigen Großstädte unserer Nordostmark, und auch ansehnliche Mittelstädte fehlten damals in der Provinz Preußen so gut wie ganz, da die Orte der nächsten Größenklasse höchstens 30—35000 Einwohner aufzuweisen hatten. Ums Jahr 1880 herum mochte noch so mancher des Glaubens leben, für ansehnliche Mittelstädte sei bei uns schlechterdings kein Platz. Daß innerhalb von 40 Jahren bei Graudenz ein Wald von Fabrikshloten emporstreben und Allenstein

nach dieser Zeit eine der ansehnlichsten Mittelstädte des Ostens sein würde, ließ sich damals in Danzig und Königsberg noch niemand träumen.

Auch sonst ist es ja eine Eigentümlichkeit der baltischen Küstenländer, daß die Meeresküste von einem breiten Landstreifen begleitet wird, in dem so gut wie gar keine Großstädte zu finden sind. Das Hinterland der ansehnlichen Hafenplätze (Danzig, Königsberg, Riga, Reval, St. Petersburg) bot größeren Städten erst weit landeinwärts wieder günstige Lebensverhältnisse. In neuerer Zeit scheinen sich die Bedingungen des städtischen Lebens im baltischen Hinterlande gebessert zu haben, doch ist das sicher nicht allein auf wirtschaftliche Gründe zurückzuführen. Auch der Umstand, daß man in der Nähe der Grenze große Truppenmassen ankaufte, ist dem Wachstum mancher Städte (vgl. Graudenz, Thorn und vor allem Allenstein) sehr zugute gekommen. Daneben spielen allerdings auch Handel und Industrie (vgl. Bromberg, Graudenz, das russische Lodz) eine wichtige Rolle.

Am auffälligsten war früher die Städtearmut in der Provinz Posen. Bis in die neueste Zeit standen die Polen allem städtischen Leben beinahe feindlich gegenüber. Noch in den Tagen der polnischen Teilungen fand man in Großpolen auf Flächen, die preußische Provinzen an Größe übertrafen, höchstens einen oder zwei Orte, welche halbwegs als Städte bezeichnet werden konnten. Deshalb mußte bis dahin der landfremde, zumeist deutsche Kaufmann, der das Land mit Handelswaren versorgen wollte, seinen Stapel in Siedelungen aufschlagen, die höchstens 2—3000 Einwohner zählten. Dabei waren Zwergstädte, die nur ein paar Hundert Menschen beherbergten, stellenweise um so zahlreicher, weil jeder Maginat über eine im wahrsten Sinne des Wortes „eigene“, d. h. hörige Stadt verfügen wollte, um seine Einnahmen durch allerlei Verbrauchs- und Verkehrssteuern zu erhöhen. Noch heute leidet die preußische Provinz Posen unter der Menge solcher Zwergstädte, die der Entwick-

lung reicheren, städtischen Lebens nur hinderlich sind. Abgesehen von Posen, Gnesen und Hohensalza liegen noch jetzt alle nennenswerten Städte der Provinz dicht an der Grenze, und es ist keine unter ihnen, die nicht ihren bescheidenen Aufschwung fast ausschließlich deutscher Kulturarbeit zu danken hätte. Die geringe Zahl größerer Siedelungen ist durchaus nicht immer, wie im pommerellischen Hochlande, auf besonders dünne Bevölkerung zurückzuführen, sind doch die Städte in manchen recht dicht besiedelten Gebieten Großpolens ebenso selten.

Weit reicher entwickelte sich dagegen das städtische Leben in Pommern, wo einerseits die Nähe der Küste das Aufkommen von Handelsstädten begünstigte und andererseits die politische Zerrissenheit wenigstens den Vorteil hatte, daß jeder Landesherr eine wohnliche Residenz besitzen wollte. Wenn wir die Mittelstädte des Landes mustern, so zeigen uns Stralsund und Stargard treffliche Beispiele der beiden Städtegruppen. Sogar die an sich wenig erfreuliche Tatsache, daß Pommern von unzähligen Fehden und Kriegen heimgesucht wurde, kam der Entwicklung seiner Städte in vieler Hinsicht zugute. Um vor äußeren Feinden sicher zu sein, umgaben die Bürger ihre Vaterstadt mit den trotzigen, turmreichen Mauern, die noch immer den Hauptschmuck der bescheidenen Mittel- und Kleinstädte bilden. Wenn wir heute aus blütenreichen Gartenanlagen zu dem zerbröckelnden Gemäuer aufschauen, so will es uns gar nicht recht in den Sinn, daß so mancher todwunde Kämpfer vor diesen ephemerankten Zinnen und Türmen in den Staub gesunken ist, und doch brauchen wir uns nur an die Ruhmestage Stralsunds im Dreißigjährigen Kriege und an Nettelbecks unbeugsamen Preußenmut zu erinnern, um der großen Geschichte der pommerischen Städte gerecht zu werden.

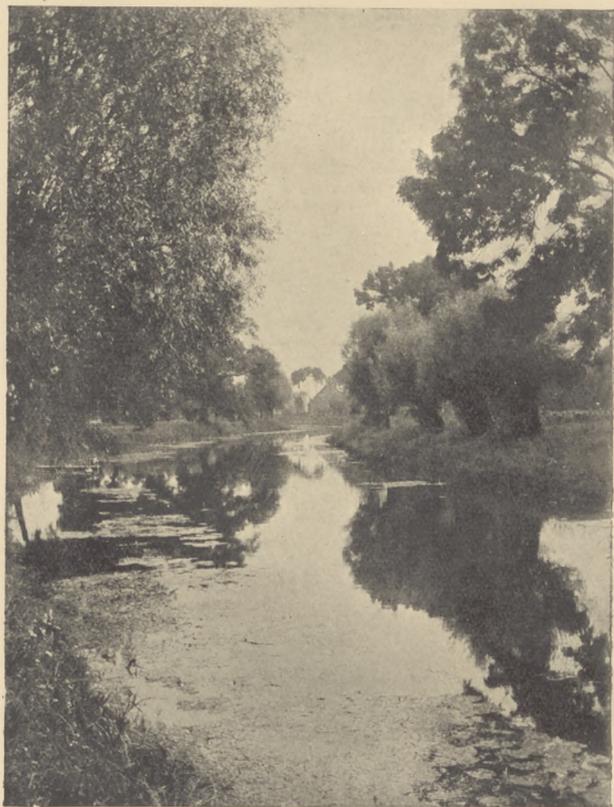
An kriegerische Zeiten mahnen uns auch die mächtigen Burgen, die den schönsten Schmuck des alten Ordenslandes bilden. Der Staat der Deutschherren stellte ein Gebiet dar, in dem die Obmacht unseres Volkes als



Weichselbrücke bei Thorn



Culm an der Weichsel



Mottlau-Ufer bei Sperlingsdorf

Fremdherrschaft begründet werden mußte, sahen sich doch die ritterlichen Einwanderer gezwungen, den Widerstand der wehrhaften Preußen und Litauer mit Waffengewalt niederzuschlagen. So teilten sich denn Sieger und Besiegte in dieses Land nach jenen Gesetzen, die wir überall dort befolgt finden, wo ein siegreiches Herrenvolk von einem Erdraum Besitz ergreift, ohne dessen frühere Bewohner gänzlich auszurotten. Die Stätten, die zur Gründung von Handelsplätzen und Festungen einluden, die Fluren, welche sich durch besondere Fruchtbarkeit auszeichneten, wurden von den Deutschen besetzt und bevölkert, während sich die unterworfenen Stämme in sandige Halden und dürftige Waldgebiete zurückzogen und so zu einer Art von Periöken, von Umwohnern wurden. Das breite Tal der Weichsel, wo die Kreuzritter zum ersten Male den Boden ihres künftigen Staates betreten hatten, bildete fürderhin den wichtigsten Teil dieses Reiches, da das glitzernde Band der Weichsel dem deutschen Kaufmann den Weg in die slavischen Länder des Südostens wies, und da der fruchtbare Boden der Stromniederungen, die man allerdings erst durch gewaltige Deichbauten vor dem Hochwasser sichern mußte, eine schier unerschöpfliche Fruchtbarkeit bewährte. Solche Acker, solche Wiesen fand der Landmann zwar auch im Mündungsgebiete der Memel, doch konnte sich dieser Strom als Handelsstraße mit der Weichsel nicht im entferntesten messen. Daß die Ordensstädte schon früh zu großem Wohlstande gelangten, zeigen uns am besten ihre gewaltigen Kirchen und Rathäuser. Leider trat der Gegensatz zwischen den Städten und den Landesfürsten hier in der Ostmark nicht weniger scharf hervor als in der alten Heimat. Je mehr die bürgerlichen Gemeinwesen des Preußenlandes der väterlichen Fürsorge des Ordens entwachsen, der ihre erste Jugend behütet hatte, desto mehr Neigung zeigten sie auch, sich mit dem unruhigen weltlichen Adel und den äußeren Feinden gegen die Hochmeister zu verbinden, die als landfremde Einwanderer nicht auf jene schier selbstverständliche Anhäng-



lichkeit rechnen durften, welche die Untertanen an ein angestammtes Fürstenhaus bindet. Dieses Zusammenwirken innerer und äußerer Feinde brachte der Macht der Kreuzritter ein frühes Ende. Winrich von Kniprode, des Ordens gewaltigster Hochmeister, ruhte erst seit einem Menschenalter im Grabe, als das stolze Heer der Deutschherren durch die vereinigte Macht der Polen und Litauer am 15. Juli 1410 bei Tannenberg jene furchtbare Niederlage erlitt, von der sich das Ordensland nicht mehr erholen sollte.

Auch späterhin, als im Jahre 1466 im zweiten Thorner Frieden Westpreußen polnische Provinz geworden war und der Hochmeister nunmehr als polnischer Lehnsmann in dem Schlosse zu Königsberg haushielt, blieben Danzig, das zu einer Art freier Reichsstadt der Krone Polen geworden war, und Königsberg die wichtigsten Städte des früheren Ordenslandes. Obgleich sie nur 120 Kilometer voneinander entfernt sind und in ganz ähnlicher Weise den Zugang zu einem weiten Hinterlande beherrschen, ist ihre kulturelle Bedeutung doch recht verschieden. Danzig wie Königsberg verdankten ihren Wohlstand in erster Linie dem Handel, aber während jenes fast ausschließlich Handelsstadt blieb, wurde es der Ehrentitel der Pregelstadt, in ihrer Universität den geistigen Mittelpunkt des ostmärkischen Deutschtums zu besitzen. Danzigs Blütezeit haben wir im siebzehnten Jahrhundert zu suchen. In jener Zeit, da fast ganz Deutschland unter den Leiden des Dreißigjährigen Krieges seufzte, schmückten die Danziger Handelsherren die Straßen ihrer Vaterstadt mit den prächtigen Siebelhäusern, die auch heute noch die Augenweide der Fremden bilden. Der Ruhm der östlichen Schwesterstadt erstrahlte dagegen niemals heller als in den Jahren, da Kants Lehren ein neues Zeitalter der Philosophie heraufführten und Hamanns geheimnisvolle Aussprüche als Seherworte eines nordischen Magiers gefeiert wurden. Damals bildete die politische Grenze lange nicht eine so scharfe Scheidelinie zwischen den Deutschen des Herzogtums Preußen und der russischen

Ostseeprovinzen wie in unseren Tagen, wo sich unsere baltischen Volksgenossen, deren Väter dem Moskowitreich zahllose Wohlthaten erwiesen haben, in einsamer Verteidigungsstellung der slavischen Flut erwehren müssen. Schon längst gehört die deutsche Universität Dorpat der Geschichte an, und es ist ein trauriger Trost für unser Volk, daß die Namen der in die alte Heimat zurückgekehrten Hochschullehrer den besten Beweis dafür liefern, welch treffliche Männer die übermütigen Slaven in leichtsinniger Verblendung von ihrer Arbeitsstätte vertrieben haben. Das reiche Danzig hat es dagegen niemals zu einer wirklichen Universität gebracht, so daß noch heute, dem „Zuge nach Westen“ widerstrebend, mancher Sohn Westpreußens, Hinterpommerns und Posen's in des Reiches ferne Grenzmark zieht, um von der Albertina Schätze der Weisheit heimzutragen. Dagegen ist in unseren Tagen die Technische Hochschule der alten Hansestadt freudig emporgeblüht, und auch der Schiffbau hat an den Ufern der Weichsel einen Aufschwung genommen, von dem sich unsere Väter noch nichts träumen ließen. Es ist eine merkwürdige Übereinstimmung, daß hier wie in England (Glasgow) mächtige Werftanlagen weit jenseits des Gebietes entstanden sind, in dem sich der große überseeische Handelsverkehr abspielt. Nicht allzu viele der Dzeanriesen, die vom ragenden Helling in die Weichsel und den Clyde hinabgleiten, sehen in ihrem unstätten Leben die Stätte wieder, wo man die Platten ihres Schiffskörpers zusammensügte.

Wie sehr der Schwerpunkt unseres Volkes, wenn man nur Zahlen sprechen lassen will, immer mehr nach Westen gerückt wird, und wie sehr im Osten wiederum der Süden bevorzugt ist, lehrt uns schon ein Vergleich Ost- und Westpreußens mit der Rheinprovinz einerseits und mit Schlesien andererseits. Jene Provinz hat doppelt so viel Einwohner als Ost- und Westpreußen zusammengenommen, und Schlesien wird bald mit der anderthalbfachen Menschenzahl aufwarten können, die wir in Preußen finden. Wollen wir die Rheinprovinz

überflügeln, so müssen wir schon die Einwohner Ost- und Westpreußens, Pommerns und Posen aufbieten. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß der Ostmärker nur blutenden Herzens mit ansehen kann, wie jahraus, jahrein die mannbare Jugend seiner Heimat der Muttererde Lebewohl sagt, um mit des Ostens Armut den Reichtum der westlichen Provinzen vermehren zu helfen. Daraus erklärt sich auch die helle Freude, mit der man allerorten die Erfolge der Ansiedelungskommission begrüßte, welche viele Tausende deutscher Bauern jenseits der Oder sesshaft gemacht hat.

Über die Zustände zu beiden Seiten der deutsch-russischen Grenze hegen wir noch vielfach falsche Vorstellungen. Mag auch die Tatsache richtig sein, daß die slavischen Nachbarn in allen Fragen der Zivilisation weit hinter den Deutschen zurückgeblieben sind, so ändert das doch nichts daran, daß die polnischen Grenzbezirke teilweise viel dichter bevölkert sind als die preußische Ostmark. Wie sich die Fliegen an warmen Hauswänden sammeln, so haben sich auch jenseits der preußischen Grenze die Menschen weit mehr zusammengedrängt als weiter ostwärts im russischen Reiche, eine Tatsache, die auch für einen Aufmarsch des russischen Heeres sehr bedeutsam ist.

Die Verteidigungsstellung, in der sich das Deutschtum des Ostens befindet, wird noch dadurch sehr verschlimmert, daß wir es in der Ostmark nicht mit einer rein deutschen Bevölkerung zu tun haben.

Von fremden Völkern und Stämmen finden wir im Nordosten des preußischen Staates die Litauer, Polen, Masuren und Kassuben. Die Litauer gehören zu der lettolivischen Sprachfamilie, während die Masuren und Kassuben ebenso wie die Polen slavischer Herkunft sind. Von den Litauern bekommen die West- und Süddeutschen im allgemeinen nur wenig zu hören, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sie dem preußischen Staate in politischen Fragen keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten. Da sie den Gedanken an ein staatliches

Sonderleben ihres Stammes längst aufgegeben haben, braucht uns auch die Treue, mit der die Litauer an ihrer Sprache und an ihren alten Gebräuchen hängen, keine große Besorgnis einzuflößen. Im ganzen mag die Zahl der Litauer in Preußen etwa 100000 betragen. Ein Drittel davon wohnt im Regierungsbezirk Königsberg, die Hauptmenge weiter östlich im Bezirk Gumbinnen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht, am liebsten mit der Zucht des edlen Pferdes, so daß die litauischen Triften unserer Reiterei Jahr für Jahr Tausende trefflicher Remonten liefern. Der Charakter dieses Volkes ist ein eigentümliches Gemisch von derb zufahrender Kraft und träumerischer Personlichkeit. Die dichterische Veranlagung der Litauer beweisen unzählige Volkslieder, die Dainos, welche auch dem gebildeten Deutschen durch mustergültige Übersetzungen bekannt geworden sind. Durch ihre rege Einbildungskraft unterscheiden sich die Litauer recht auffällig von den Ostpreußen deutschen Stammes, welche bei großer Schärfe und Klarheit des Verstandes nicht selten einen fast erschreckenden Mangel an Phantasie bekunden. Wer sich in unserem Schrifttum nach Schilderungen des litauischen Volkes umsieht, der greife nur zu den Novellen des Königsbergers Ernst Wichert, der uns die Bauern zwischen Memel und Pregel ebenso naturgetreu zeichnet wie der naturfrohe Skowronnek seine masurischen Landsleute.

Bei dem Gedanken an die Litauer, deren tapfere Ahnen den deutschen Ordensrittern so viel zu schaffen machten, beschleicht uns fast jene stille Wehmut, die wir dem Untergang geweihten Stämmen zu widmen pflegen. Tönt jedoch der Name der Polen an unser Ohr, so erweckt sein Klang ganz andere Gefühle in der deutschen Brust, und uns ist zumute, als müßten wir uns fest und sicher auf die heimische Erde stellen, um übermütigen Feinden die scharfe Wehr entgegenzurecken. Wie groß die polnische Gefahr in der Nordostmark ist, beweisen schon die bloßen Zahlen, wohnen doch in Posen neben

800 000 Deutschen 1 300 000 Polen. In Westpreußen ist ihre Zahl zwar geringer, doch bekennt sich auch dort mehr als ein Drittel der Bevölkerung (600 000 Polen gegenüber 1 100 000 Deutschen) zum Polnischen als zu seiner Muttersprache. Der Umstand, daß die Zahl der Polen im letzten Menschenalter zeitweise viel schneller zunahm als die unserer Volksgenossen, hat auch manchen sonst recht gleichgültigen Deutschen etwas nachdenklich gestimmt. Noch viel schneller wächst aber die Zahl der Polen, die in den Bannkreis der großpolnischen Bestrebungen gezogen werden. In den Mittelstädten der Ostmark sind die Slaven schier im Handumdrehen aus bescheidenen Pfahlbürgern zu anspruchsvollen Mitbewerbern um Reichtum und politische Geltung geworden. Einen großen Erfolg ihrer Sache müssen wir auch darin erblicken, daß es den Polen gelungen ist, den Stamm der Kassuben ganz und gar für sich zu gewinnen, und daß ihr Liebeswerben auch bei den Majuren im südlichen Ostpreußen von Jahr zu Jahr willigeres Gehör findet. Solange diese armen, hinterwäldlerischen Stämme still für sich dahinlebten, brauchte sich der Staat nur wenig um sie zu kümmern; als Bundesgenossen der Polen schließen sie zu unserem Leidwesen klaffende Lücken in der feindlichen Aufstellung.

Am dichtesten siedeln die Polen in der südlichen Hälfte der Provinz Posen, wo ihre Zahl im Kreise Kosten auf 89 Prozent der Gesamtbevölkerung steigt. In Westpreußen können sie sich nirgends mit einer so hohen Ziffer brüsten; selbst im Kreise Löbau brachten sie es nur auf 79 Prozent. Immerhin finden wir aber auch hier gerade in der Mitte der Provinz einen breiten Landstreifen, in dem die Deutschen an Zahl hinter den Polen nicht un erheblich zurückbleiben. Es handelt sich dabei etwa um das Gebiet zwischen den Mittagslinien von Thorn und Bromberg.

Der Reisende, welcher unsere Ostmark besucht, gewinnt von den völkischen Verhältnissen leicht eine viel zu günstige Vorstellung, weil die Deutschen in den

Städten gemeinhin eine viel größere Rolle spielen als auf dem platten Lande. Zum Beweise dafür braucht man nur den Prozentsatz der Deutschen und Polen in jenen Kreisen nebeneinander zu stellen, wo Stadt und Land selbständige Verwaltungsbezirke bilden. In Posen-Stadt finden wir nur 57 Prozent Polen, in den beiden Landkreisen Posen-Ost und Posen-West dagegen 71 Prozent und 83 Prozent. In Bromberg stehen den 18 Prozent Polen des Stadtkreises im Landkreise 39 Prozent gegenüber, und für Thorn und Graudenz lauten die betreffenden Zahlen 33 Prozent und 14 Prozent (Stadtkreise) gegenüber 52 Prozent und 42 Prozent Polen in den Landkreisen.

Dabei geben uns diese Zahlen noch nicht einmal den rechten Begriff von der Bedeutung unserer Volksgenossen in den Städten, da zu ihnen der größte Teil der wohlhabenden und gebildeten Bürger gehört. Selbst in solchen Siedelungen, wo die Zahl der Polen die der Deutschen sehr wesentlich übertrifft, wird doch, ähnlich wie in der prächtigen Hauptstadt der stolzen Tschechen, der größte Teil der Gemeindesteuern noch immer von den Deutschen aufgebracht. Wenn man in unseren westpreußischen Mittelstädten die polnischen Stadtteile aufsuchen will, so muß man sich den ärmsten Vorstadtstraßen zuwenden, wo die polnische Arbeiterbevölkerung gegen die Regeln der Hygiene und die Vorschriften der Baupolizei niedrige Hütten mit ihrem lärmenden Nachwuchs füllt.

Die Zahlen, welche wir soeben anführten, zeigen uns zur Genüge, daß nur eine einzige größere Stadt, und zwar Posen, mit großem Vorbehalt als ein überwiegend slavischer Ort bezeichnet werden kann. Nur mit großem Vorbehalt! Denn der Umstand, daß die Zahl der Polen jene der Deutschen um etwa 7 Prozent übertrifft, wird dadurch mehr als aufgewogen, daß der größte Teil des Kapitals und der Intelligenz sich auch heute noch bei den Deutschen findet. So mußte denn auch in der Stadt Posen die slavische Eigenart oder das, was Schneider, Kellner und Haarkünstler dafür hielten, möglichst auf-

fällig betont und Kulissenartig in den Vordergrund gerückt werden, damit die Überzeugung der fremden Gäste, auch die Hauptstadt des „Großherzogtums“ sei im Grunde genommen eine deutsche Siedelung, erschüttert werden konnte.

Die Stellung unserer Volksgenossen gegenüber den Polen ist in Westpreußen sehr viel günstiger als in Posen, und zwar nicht nur in dem Verhältnis als dort die Zahl der Deutschen größer ist als in der südlichen Nachbarprovinz. Das lebhaft Bromberg, die Hauptstadt des Posener Ufstergebietes — mag der seltsame Vergleich auch befremden, so trifft er den wahren Sachverhalt doch gar nicht übel — zählt ohne die Vororte nur rund 60 000 Einwohner, unter denen sich noch 18 Prozent Polen befinden, und in der Umgegend der Stadt beträgt deren Zahl nicht viel weniger als die Hälfte der gesamten Bevölkerung. Westpreußen besitzt dagegen in der dicht bevölkerten Weichselebene, über welche die Lürme von Danzig und Marienburg und die Fabrikshöfe des gewerblichen Elbing hinwegschauen, seit jeher einen starken Mittelpunkt der deutschen Kultur, wo eine halbe Million unserer Landsleute, die in der glücklichsten Handels- und Wirtschaftslage und auf dem denkbar ergiebigsten Boden dicht beieinander wohnen, einen schwer zu erschütternden Gewalthaufen bilden. In diesem Gau, der zugleich das Herz und das Hirn des westpreussischen Landes bildet, ist das Übergewicht der Deutschen so groß und so unbestritten, daß dort vielfach völkische Laune eine unerfreuliche Folge dieses an sich so erfreulichen Zustandes bildet, und daß man sich in diesem Gebiet hochgespannten Kulturlebens viel zu wenig Mühe gibt, den bedrängten Volksgenossen im Hinterlande werktätige Hilfe zu leisten. Dabei ist es recht interessant, daß hier wie dort, in Westpreußen so gut wie in Posen, der stärkste Block unserer Volksgenossen gerade an der Stelle zu finden ist, die Handel und Verkehr am meisten begünstigen, lassen sich doch daraus wichtige Schlüsse auf die geistige Verfassung der beiden Rassen ziehen, die auf dem

Boden der Ostmark zäh und erbittert um die Vorherrschaft kämpfen.

Wenn wir Bücher lesen, in denen unsere polnischen Landsleute geschildert werden, so müssen wir, um sie richtig einzuschätzen, genau berücksichtigen, zu welcher Zeit sie geschrieben worden sind, da sich das Wirtschaftsleben dieses Volkes und damit auch seine ganze Weltanschauung im letzten Jahrhundert von Grund aus geändert haben.

Solange sich die Polen noch eines eigenen Staates rühmten, stand dort einem allmächtigen Adel eine beinahe entrechtete, unfreie Bauernschaft gegenüber, der jeder wirksame Sporn zum Fleiße fehlte, da dessen Früchte doch nur dem Adel zugute kamen. Die Völkerkundigen behaupten, daß der polnische Adel und die polnische Bauernbevölkerung ganz verschiedenen Rassen angehören. In den Adligen wollen sie die Nachkommen der Tartaren erblicken, welche dereinst die sarmatischen Ebenen mit der Schärfe des Schwertes eroberten, während die hörigen Bauern einem Stamme angehören, der mit den übrigen Westslaven nahe verwandt ist.

Die alte Ordnung der Dinge, welche dem einen Stande alle Ehren und Vorrechte, dem anderen nur Frohnden und Lasten einbrachte, empfing durch die große Umwälzung Europas, die der französischen Revolution folgte, den Todesstoß. Mochte das Gesetz, welches im Jahre 1807 der Erbuntertänigkeit der Bauern im Großherzogtum Warschau ein Ende bereiten sollte, sich auch nicht im Handumdrehen verwirklichen lassen, so begann doch die polnische Bauernbevölkerung allmählich aus ihrem dumpfen Schlummer zu erwachen, und zwar am schnellsten in den Landesteilen, welche im Wiener Kongreß an Preußen fielen, weil dessen Regierung ihr Bestes tat, um einem Stande aufzuhelfen, der fürs erste noch nicht von dem blinden Deutschenhaß der adligen Heißsporne erfüllt war.

Die deutschen Krieger, welche vor einem Jahrhundert in dem reißigen Heerbann des unerfättlichen Korzen gen

Moskau zogen, wissen von ihren polnischen Quartieren nichts Gutes zu berichten, sondern können sich nicht genug tun, den Schmutz und die Unordnung zu schildern, mit denen sie sich jenseits der deutschen Sprachgrenze wohl oder übel abfinden mußten. Ihre Angaben fallen um so mehr ins Gewicht, als von einem deutschen Vorurteil gegen die Polen zu jener Zeit nicht die Rede sein konnte, um so weniger, als die Polen sich gerade anschickten, Schulter an Schulter mit den Kriegern jenes einmarschierenden Heeres gegen die verhassten Russen zu fechten.

Trotz dieser übeln Eindrücke, welche unsere Landsleute aus der Heimat der Jagellonen mit sich nahmen, schwärmten sie in dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts immer wieder von den edeln Polen, die von den Schergen der Gewalt ihres Vaterlandes beraubt seien. Um ihres Unglücks willen verzieh man ihnen gern, daß das Rüstzeug, mit dem diese romantischen Helden in den Freiheitskampf ziehen wollten, anstatt tüchtigen Könnens und zielbewußten Strebens nur hohle Phrasen und wohlinstudierte Seufzer waren. Unter solchen Umständen muß man dem Spötter Heinrich Heine dafür Dank wissen, daß er die heroisch aufgepußte Nichtigkeit dieser „edlen Polen“ klaren Blickes durchschaute und auf die schwülstigen Ergüsse der Polenfreunde mit seinem köstlichen Liede von Krapülinski und Waschlapski antwortete.

Ein Jahrzehnt nach dem anderen verging, aber vorläufig blieb in Polen noch das meiste beim alten, der Schmutz wie die Trägheit, der Hochmut des Adels wie die stumpfe Hoffnungslosigkeit der Bauern. Und Friede und Ruhe wollten nicht wiederkehren. Immer wieder drohten die Wogen der Aufstände im russischen Polen auch in die preussischen Grenzgebiete einzudringen, und von Paris aus überschwenmte das polnische Zentralkomitee alle Gebiete polnischer Zunge mit zündenden Aufrufen, welche den Krieg für die gemeinsame Heimat predigten und die schlecht bewaffneten Sensenmänner in den aussichtslosen Kampf gegen die Heere der Leistungsmächte trieben.

Aber schließlich setzte sich auch hier eine bessere Erkenntnis durch. Allmählich ward es den Polen klar, daß sie keine Aussicht hätten, auf dem Blachfelde ihrer Feinde Herr zu werden. Da beschloß man, das ungleiche Ringen aufzugeben und sich fortan nur im wirtschaftlichen Wettkampfe mit den Gegnern zu messen. Diese Lösung verkündete schon im vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts als einer der ersten der polnische Arzt Marcinowski, nach dem sich noch heute ein nationaler Verein der Polen nennt, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, begabten Söhnen polnischer Kleinbürger durch Unterstützungen den Weg zur Hochschule zu ebnen. Es dauerte aber noch Jahrzehnte, bis sich diese Lehren Geltung verschafft hatten. Als es jedoch einmal dahin gekommen war, suchten die Polen die Sünden der Väter nach Kräften gut zu machen. Hatte früher der slavische Bauer durch seine „polnische Wirtschaft“ den Spott der Nachbarn herausgefordert, so wollte man nunmehr das Beste tun, um die Deutschen an Fleiß und Bildungstrieb zu übertreffen und mit den schweißerkauften Spargroschen einen Morgen der Heimatserde nach dem anderen in polnische Hände zu bringen. Und der Erfolg hat gezeigt, daß es den Polen mit diesem Vorhaben ernst war. Die Zeiten, da Adel und Klerus sich als die einzigen Verfechter der nationalen Sache gefühlt hatten, gehörten nun bald der Vergangenheit an. An Stelle der Aristokratie, welche durch ihre Zügellosigkeit und Uneinigkeit den Untergang des alten Königreichs in erster Linie verschuldet hatte, übernahm eine schnell erblühende Demokratie, die vor allem aus der rasch aufstrebenden, genossenschaftlich geeinten Bauernbevölkerung bestand, die politische Führung des polnischen Volkes, und der Klerus, stets gewohnt, mit den Trägern der Macht zu gehen, mußte das rasche Emporkommen der jungen Demokratie wohl oder übel fördern, wofern er nicht die Fühlung mit der Masse des Volkes verlieren wollte, deren Wohlstand und politisches Interesse sich überraschend schnell vergrößerten. In dieser Erkenntnis begann der Klerus be-

reits in den 60er Jahren den Bauernstand durch Wort und Schrift zum Kampfe für Sprache und Volkstum anzustacheln. Heute kann man in Posen schon lange suchen, ehe man eine „polnische Wirtschaft“ findet, und man braucht nur die Berichte der Landwirtschaftskammern zu lesen, um zu erkennen, daß der polnische Bauer in mancher Hinsicht, wie z. B. in der ausgiebigen Benutzung künstlichen Düngers, seine deutschen Berufsgenossen weit übertrifft. Diese wirtschaftlichen Erfolge auch politisch auszubenten, wurde den Polen durch den Zickzackkurs der preußischen Regierung in unverantwortlicher Weise erleichtert, denn was in diesem Jahrzehnt von einem zielbewußten Oberpräsidenten erreicht wurde, machte man schon im nächsten durch unverständige Versöhnungspolitik wieder zunichte.

Erst recht spät sah man ein, daß sich die Polen und Deutschen schlechterdings nicht versöhnen lassen, und daß es ganz unlogisch ist, zu vermeinen, das Zusammenwirken beider Völker könnte eine Zivilisation zur Folge haben, in der die Eigentümlichkeiten beider Rassen ohne scharfe Betonung eines bestimmten Volkstums zum Ausdruck kommen. Wie die Bastarde zweier Tierformen, wofern sie lebensfähig sind, auf die Dauer keinen mittleren Typus darstellen, sondern entweder in die Art des Vaters oder die der Mutter zurückschlagen, so sind auch jene Ostmärker, in deren Adern deutsches und slavisches Blut rinnt, vor die Wahl gestellt, ob sie es mit den Deutschen oder mit den Polen halten wollen. Ein drittes gibt es nicht.

Die Zahl der Polen, die im Gebiet des alten Königreichs auf einem einheitlichen Raum zusammenwohnen, ist schlechterdings doch zu groß, als daß man erwarten könnte, sie würden jemals von dem Streben ablassen, ihre völkische Eigenart zu erhalten und zu vertiefen. Nicht selten wird die von Bismarck eingeleitete Schulreform, welche der deutschen Sprache in den Schulen des Grenzgebietes die Vorherrschaft sichern sollte, für die Verschärfung des völkischen Gegensatzes allein verantwortlich

gemacht. Dabei dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß der wirtschaftliche Aufschwung der polnischen Bauernbevölkerung, der etwa zu derselben Zeit einsetzt, notwendigerweise ein stärkeres Hervorkehren der völkischen Eigenart zur Folge haben mußte.

Es spricht nicht gerade für die politische Reife unseres Volkes, daß es erst so spät begriff, um was es sich in der Ostmark eigentlich handle. Wie wenig man sich noch um die Mitte des Jahrhunderts über die völkischen Zustände der Ostmark im Klaren war, beweist schon der Umstand, daß man in dem Frankfurter Parlament allen Ernstes daran dachte, die halbe Million deutscher Landsleute, die in Posen wohnte, durch Einführung einer polnischen Selbstverwaltung ihren Feinden auszuliefern. Erst Bismarck zeigte den Deutschen, wie töricht es sei, ein Gebiet mit einer so starken deutschen Minderheit, wie wir sie in Posen finden, kurzerhand als polnische Erde zu betrachten. Erst Bismarck klärte die öffentliche Meinung in Deutschland darüber auf, daß es das Ziel aller Maßnahmen sein müsse, in den gefährdeten Grenzstrichen für eine so starke Vermehrung der Deutschen zu sorgen, daß deren bloßes Vorhandensein den politischen Zusammenhang jener Gaue mit den alten Provinzen des Staates gewährleiste. Da hier der Zug nach Westen, der von einer wehrhaften Großmacht geübt wird, in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht an und für sich stärker ist als die ihm widerstrebenden Einflüsse, denen zur Zeit jeder Halt an einem Staatswesen fehlt, so ist es zu dem Erreichen dieses Zieles nicht einmal nötig, daß die Deutschen in der Grenzmark das zahlenmäßige Übergewicht erhalten. Wofern es unseren Volksgenossen glückt, das schon bestehende Kräfteverhältnis zu erhalten oder sogar allmählich zugunsten der Deutschen zu verschieben, so brauchen uns die großen Worte der Polen nicht bange zu machen; die Hunderttausende deutscher Bauern, die Posen und Westpreußen ihre Heimat nennen, werden dann schon selber dafür sorgen, daß die schwarzen weißen Grenzpfähle an ihrem Platze bleiben.

Demnach wird es zu allen Zeiten die Hauptaufgabe des preußischen Staates sein, für die Vermehrung der deutschen Bauern in der Ostmark zu sorgen. Daß wir bei diesen Bemühungen schon ein gut Stück vorwärts gekommen sind, ist das nicht genug zu rühmende Verdienst der Ansiedlungskommission, einer Schöpfung unseres Bismarck, der ihr von vornherein die Aufgabe stellte, möglichst viel polnische Güter aufzukaufen und in deutsche Bauernwirtschaften umzuwandeln. Als die Ansiedlungskommission ihre Arbeit begann, rechnete man damit, daß es ihr im Laufe der Zeit gelingen würde, etwa 40 000 Bauernfamilien in der Grenzmark mit Land zu versorgen. Da jedoch die Güterpreise im Osten, nicht zum wenigsten infolge des Wirkens der Kommission, in kurzer Zeit eine schwindelnde Höhe erreichten und Land-erwerb aus polnischer Hand im Wege des freien Verkehrs bald nicht mehr möglich war, so ging auch die Zahl der Bauernstellen, die jährlich besetzt wurden, rasch zurück. Dabei ist es trotz des Enteignungsgesetzes und anderer Maßnahmen bis jetzt geblieben. Trotzdem sind wir zu der Hoffnung berechtigt, daß die Ansiedlungskommission die Aufgabe, die ihr dereinst gestellt worden ist, in absehbarer Zeit lösen wird.

Während sich die polnische Bauernschaft in den letzten Jahrzehnten zu einem wirtschaftlich leistungsfähigen und von völkischem Selbstbewußtsein erfüllten Stande emporgearbeitet hat, der allen politischen Fragen rege Teilnahme zuwendet, hat der polnische Mittelstand in den Städten nicht so rasche Fortschritte gemacht und liefert noch heute den Beweis dafür, daß ein Volk nicht ungestraft durch die Jahrhunderte hindurch eine Seite des Kulturlebens völlig vernachlässigen darf. Aber selbst auf diesem Gebiete sind die Polen stellenweise schon ein gut Stück vorangekommen; jedenfalls sind die Jahre, da man das Dasein eines städtischen Mittelstandes polnischer Zunge kurzerhand leugnen durfte, unwiderbringlich vorüber. Infolge des Mangels deutscher Arbeitskräfte, unter dem unsere Ostmark leidet, strömen bei jedem

Festungsbau, bei jeder industriellen Gründung helle Haufen slawischer Arbeiter in den Städten zusammen, und unsere Volksschule sorgt dafür, daß aus den Söhnen der Erd- und Fabrikarbeiter schon Handwerker und Klein- händler werden. Von deren Söhnen findet dann bereits der eine und andere den Weg in die Schreibstuben der Behörden und die Hörsäle der Hochschulen. Und leider Gottes herrschen unter den slawischen Mitbürgern weit mehr innerer Zusammenhang und freundschaftlicher Zusammenschluß als unter uns Deutschen. Dort hält es jeder Rechtsanwalt, jeder Arzt für seine selbstverständliche Pflicht, den Volksgenossen bei ihrem nationalen Vereinsleben als Führer und Helfer zu dienen, während ihre deutschen Berufsgenossen ein solches Ansinnen zu- meist mit billigen Phrasen von Vereinsmeierei zurück- weisen, nicht selten deshalb, weil wegen unseres fluch- würdigen Kastengeistes die gesellschaftlich Höherstehenden jede Berührung mit dem schlichten Manne aus dem Volk wie etwas Entwürdigendes zu vermeiden suchen. Jeder Verein, in dem sich die Deutschen in der Grenzmark zu- sammenfinden, ist aber im Grunde genommen ein Krie- gerverein. Vergessen wir darum nicht, daß der General und der schlichte Musketier im Kampfe „Kameraden“ sind. Die künftige Entwicklung der völkischen Zustände unseres Ostlandes ist nichts Vorausbestimmtes; sie wird bedingt werden durch deutsches Verdienst, durch deutsche Schuld. Deshalb sollte auch ein jeder von uns zu seinem Teile dafür sorgen, daß nicht kommende Geschlechter an seinem Grabe den Vorwurf aussprechen müssen, er sei schon über der Erde ein rechter Säumling und Sieben- schläfer gewesen.

### Ein Ausflug in den Kamminer Winkel.

Zwei Stunden währt es noch, bis uns die Eisenbahn von Alt-Damm nach Döringshagen, einem stillen Pfarr- dorf im Kamminer Winkel, entführen soll. Da wollen

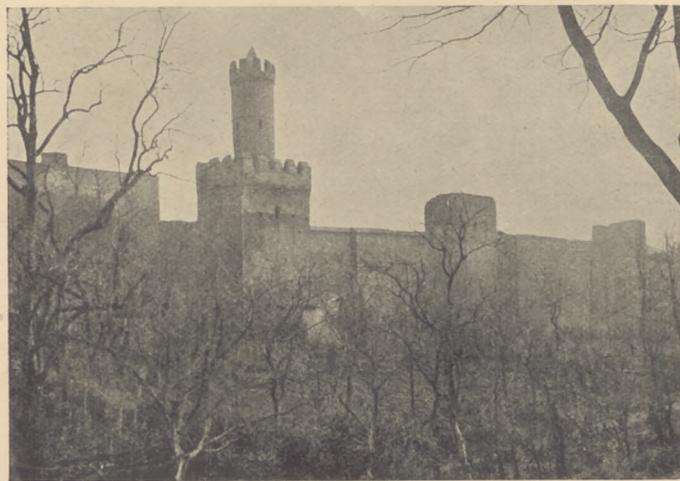
wir ein wenig am Dammschen See, dem südlichsten Zipfel des Stettiner Hafes, Umschau halten. Schnell durchwandern wir die schlichte, mit merkwürdiger Raumverschwendung gebaute Stadt, über der einer jener hohen, nadelspitzen, fast überschlangen Kirchtürme emporstrebt, wie wir sie in Pommern allerorten wiederfinden. Dann suchen wir auf Seitenwegen die breite Wasserfläche zu erreichen, die der von leichtem Wolkenschleier gemilderte Sonnenschein in zarten Perlmutterglanz taucht. Aber wir haben als Pfadfinder kein rechtes Glück. Der eine Weg, den wir einschlagen, endet inmitten einer freundlichen Laubenkolonie, zwischen deren Gemüsebeeten und Beerenhecken Gartengerät und Kinderspielzeug nach behaglicher Kleinstadtweise umherliegt, der zweite führt uns auf eine gelbgrüne Sumpfwiese hinaus und endet, uns recht zum Hohn, in einer großen Wasserlache.

So beschließen wir denn, der breiteren Straße zu folgen, von der sich jene Irrpfade abzweigen. Nun haben wir's besser getroffen. Bald stehen wir am Hafen, wo das dunkle Wasser der langsamen Plöne zwischen den hellgrauen Giebeln freundlicher Bürgerhäuser noch ein Weilchen zögert, ehe es sich in den Dammschen See hinauswagt. Lärmendes Hafenleben suchen wir hier vergebens. Nur ein paar schlanke Segeljachten liegen am Bollwerk. Ein Matrose, der sich auf dem Verdeck seines Fahrzeuges zum Mittagschlummer ausgestreckt hat, blickt verlangend hinauf zu den grünen Bäumen der Hafensstraße, die über und über voll saftiger Birnen hängen. Überall herrscht die müde Ruhe, die der Mittagszeit im Hochsommer eigen ist.

Längs des Flüsschens geht's hinaus in die Wiesen, bis dahin, wo am Seeufer inmitten nur allzu junger Parkanlagen ein erhöhter Ruheplatz geschaffen ist. Dort nehmen wir Platz und betrachten die Rundschau. Der weißliche Schein, der über dem Bilde liegt, hell genug und doch nicht blendend, ist für diese Landschaft wohl das beste Licht. Im vollen Sonnenglanz müßte sie gar zu flach erscheinen, und am grauen Regentag läge hier der



Culenturm und Stettinerthor in der Stadtmauer von Pyritz



An der Stadtmauer von Pyritz



Pyritz im Winterkleid



Dünen bei Stolpmünde

Gedanke an ein heißes Glas Grog näher als das Verlangen nach stillem Naturgenuß.

Dicht unter unserem Sitz knarrt das Rohr, das mit breitem Gürtel den Strandwiesen folgt, dem stammeln- den Rohrspatz und dem vorsichtigen Wasserhuhn erwünschte Brutstätten bietend. Jenseits des Röhrichts glänzt perlmutterfarbig der Spiegel des Sees. Kein Windhauch kräufelt ihn; jene winzigen Pünktchen auf der blanken Fläche sind wohl rastende Wildenten. Hinter der Fläche bauen sich die Häuser und Fabriken Stettins stattlich auf. Dichter Rauch hüllt sie in einen dunkelgrauen Schleier. Bei der feuchten Luft erscheinen sie so nahe, daß wir erst drei, viermal nachmessen, ehe wir uns mit der Auskunft der Landkarte zufrieden geben, nach der Stettin noch etwa eine Meile von uns entfernt ist. Am reizvollsten erscheint uns die Aussicht nach Süden zu, wo jenseits der Plöne die waldigen Höhen der Buchheide ansehnlich emporsteigen und einen anmutigen Hintergrund für die weißen Landhäuser an ihrem Abhange bilden. Zu jenem grünen Revier wallfahrten die Stettiner an schönen Sommertagen in hellen Scharen. Was die Dliwaer Wälder für den Danziger sind, was die Forsten des Samlandes für die Königsberger bedeuten, das bietet den Bürgern des Oderhafens die vielgepriesene Buchheide, wo prächtige Laubwälder von steiler Höhe zu der im Tale versteckten Mühle hinabsteigen. Um so eintöniger ist dagegen das Gelände nach Norden zu, wo sumpfige Wiesen das Gebiet bezeichnen, das der versumpfende See im Laufe der Jahrhunderte räumen mußte. Nur Möwenscharen geistern auf ihrer weiten Fläche umher. Bald wirbeln sie wie Schneeflocken dahin, bald entschwinden sie wieder dem Blick, wenn sie sich zwischen den gelbgrünen Gräsern niederlassen.

Ein Blick auf die Uhr mahnt uns, zu dem Bahnhof zurückzukehren. Aber als wir in den grünen Parkanlagen des Städtchens ankommen, merken wir, daß wir den Weg sehr überschätzt haben. Zwischen dem üppig wuchernden Buschwerk ist's jedoch nicht gastlich. Kaum sitzen wir

auf einer Bank, so fallen unzählige Mücken über uns her und zwingen uns, weiter zu eilen. Unselige Qualgeister, wie oft mögt ihr zur Sommerszeit die Bürger von Alt-Damm daran erinnern, daß ihre Stadt auf altem Sumpfboden erstanden ist!

Bald darauf führt uns der Dampfwagen nach Nordosten. Die Bilder, die wir vom Fenster aus erblicken, sind nicht gerade wechselreich. Kiefern und immer wieder Kiefern. Sand und immer wieder Sand.

Die freundlichen Laub- und Mischwälder, welche den Wanderer in der Buchheide entzücken, reichen nordwärts nur etwa bis zu der Chaussée, die Alt-Damm mit Stargard verbindet. Dann wird der Boden so sandig, daß nur noch die bescheidene Kiefer zur Not gedeihen kann. Die endlosen Kiefernwälder zwischen Alt-Damm und Gollnow erinnern uns stellenweise sehr an die Tucheler Heide. Leider fehlen ihnen die prächtigen Flußtäler der westpreussischen Heidewälder. Kein munterer Bach verfolgt hier zwischen den Kiefern seinen Weg, so daß die mitleidigen Förster hier und da für künstliche Vogeltränken gesorgt haben.

Da die weiten Heiden so gut wie menschenleer sind, verfolgt das Geleise der Bahn seinen schnurgeraden Weg dicht am Westrand der Forsten. Dort wohnen die Niederungsbauern, die den verlandeten Seeboden bestellen, in langen Straßendörfern.

Erst hinter Gollnow ändert sich die Landschaft. Anstatt der ewigen Kiefern ziehen Felder, Wiesen und Waldflecke an uns vorüber; der geräumige Naugarder See, dessen waldiges Ufer wir weithin überschauen können, entschwindet nur allzu schnell dem Blick, und die hochgelegene Strafanstalt nordöstlich des Städtchens zeigt, daß der Ort seinen Namen Naugard gleich Neuburg nicht zu Unrecht getragen hat.

In der Station Piepenburg hat unsere Fahrt ein Ende. Bis Döringshagen, dem Ziel unserer Reise, sind's nur 5 Kilometer. Um ihretwillen mochten wir keinen Fuhrmann befehlen.

Doch wir scheinen nicht allzu rasch vorwärts kommen zu sollen. Schon der Weiber dicht an der Bahnstation will uns nicht fortlassen. Gar zu gewaltig sind die riesigen Kiefern, die, zu malerischen Gruppen vereint, von dem leicht gewellten Ufer aufstreben. Auch drängt die Zeit nicht so, um uns eine kurze Rast zu verwehren. So strecken wir uns denn zwischen stattlichen Wacholderbüschen am Fuße des stämmigsten Baumes, dessen knorrige Äste bis dicht zur Erde herabhängen, in die sonnverbrannten Heidekräuter. Von unserem Plage aus überschauen wir den ganzen Weiber. Bald werden ihn die üppig wuchernden Wasserpflanzen in einen Sumpf verwandelt haben. Nur gerade in der Mitte spiegelt noch klarere Flut des Himmels Blau wider; aber auch dort schwimmen gelbe Hummeln zwischen riesengroßen Blättern, auf denen schlanke Bachstelzen den Wasserinsekten nachstellen.

Da weckt uns eines Hähers mißtöniger Ruf aus unseren Träumen. Am Rande des Waldes geht's gen Norden. Zwischen unserem Wege und der Feldflur grünen noch knorrige Hainbuchen, und zwischen ihnen bildet allerlei Gesträuch dichte Hecken, die uns nur selten einen Durchblick gönnen. Dann beschreibt der Weg einen Bogen und durchquert einen schmalen Waldstreifen. Das Gelände an dessen Westrande erscheint uns recht trübselig. Überall liegen frisch gefällte Baumriesen zwischen den Wacholderbüschen, deren ganzes Aussehen zeigt, daß sie sich mit dem grellen Sonnenschein nicht ausfühnen können und dem Untergange geweiht sind. Die frischen Schnittflächen der Baumstümpfe muten uns an wie offene Wunden. Hier und da, wo man einen Stubben mit Sprengstoffen beseitigt hat, liegen Sand, Rasenplaggen und verdorrtes Heidekraut unordentlich durcheinander.

Bald läßt unser Weg auch dies Nordrevier hinter sich zurück und führt zwischen ganz sanft gewellten Feldern dahin. Kein Baum spendet ihm Schatten. Ein Glück, daß der dünne Wolkenschleier die Glut der Sonne

mildert. In den tief eingeschnittenen Wagenspuren regt sich seltsames Leben. Es sind winzige Laufröschlein, die sich vergebens abmühen, aus den schmalen, tiefen Rinnen herauszukommen. Unzählige andere haben, wie die plattgedrückten Körper zeigen, ihr Mißgeschick mit dem Leben gebüßt.

Ist's nicht ein Jammer, daß die Gutsherren sich so wenig um die Bäume an den Landwegen gekümmert haben? Um zu erkennen, was hochragende Bäume für diese Landschaft bedeuten, brauchen wir nur einmal den Weg zu verfolgen, der weiter zur Rechten nach dem Gute Heydebreck führt. Da steht eine riesige Pappel neben der anderen. Eigentlich sind sie schon überfällig, und Alter und Wintersturm haben den meisten übel genug mitgespielt. Hier ist das Astwerk eines Baumes über dem hohlen Stamm haltlos zusammengebrochen; aber aus Stumpf und Wurzeln drängen sich die jungen Schößlinge nur so hervor. Dort ist die eine Hälfte einer riesigen Krone kahl, während die andere noch in frischem Blattschmuck prangt, so daß sich die pfeifenden Stare mit zuckenden Flügeln und schnappendem Schnabel auf dem durchsichtigen Geäst den bewundernden Weibchen prächtig zur Schau stellen können.

Um so kahler sieht's am Rain unseres Weges aus. Weithin können wir das wellige Gelände überschauen. Baumgrün, das aus einer sanften Mulde hervorlugt, täuscht uns eine Zeitlang das Ziel unseres Weges vor. Es ist aber nur ein kusseliger Kiefernbestand inmitten der Feldflur. Die Gärten des Dorfes Döringshagen liegen erst in der nächsten Einsenkung.

In weitem Bogen führt unser Weg in das Dorf hinab, dessen Gehöfte über die ganze Feldmark zerstreut sind. Nur dicht bei der Kirche bilden zehn, elf Wirtschaften einen bescheidenen Siedelungskern.

Auch hier machen wir wieder die Erfahrung, daß die Eisenbahnen noch nicht lange genug bestehen, um das Wegenetz wesentlich zu beeinflussen. Auf weiten Flächen verlöre kaum ein einziger Weg Zweck und Bedeu-

tung, wenn man plötzlich die Eisenbahnen beseitigen könnte.

Der Ort, dem wir uns nähern, war früher ein Gutsbezirk. Heute ist das Gut längst zerschlagen und an Bauern verkauft, von denen kaum einer mehr als achtzig Morgen besitzt, zu deren Bestellung bei dem leichten Boden zwei Pferde ganz gut ausreichen.

Die Feldhöfe, welche über die Flur zerstreut sind, zeigen recht wenig Eigenart. Ihre Bauart entspricht mehr praktischen Erwägungen der Ansiedler, als alter Vätersitte. Außerdem verleiht auch einem Bauernhof erst die Zeit jenen Edelrost, der ihn in einen organischen Bestandteil der umgebenden Natur zu verwandeln scheint und ihm damit seinen größten Reiz verleiht. Solange Holz und Ziegel noch in frischen Farben leuchten, jedes Obstbäumchen am stützenden Pfahle lehnt und Holunder und Hopfen noch keine Zeit fanden, unbenutzte Winkel mit schwellendem Laube zu füllen, macht das Ganze noch zu sehr den Eindruck des Willkürlichen, um unseren Schönheitsinn zu befriedigen.

Darum gefällt es uns im Schatten des schlichten Dorfkirchleins, wo riesige Pappeln den winzigen Dorfteich umgeben und ein Duzend malerischer Höfe dem Pfarrhaus und der Schule Gesellschaft leisten, noch am allerbesten.

Die schmucklose Kirche, ein Fachwerkbau mit schrägem Ziegeldach und schier übergroßen, ernüchternd hellen Fenstern, ist an sich ein gar unpoetisches Bauwerk. Aber den Bäumen und Rosenbüschen des erhöhten Friedhofs, der durch Findlingsblöcke nach der Straße zu abgesteift ist, und den von Hopfenranken durchwebten Fichten, die den winzigen Gottesacker einschließen, glückt es trotzdem, ein stimmungsvolles Bild zustande zu bringen.

Auch im Inneren des Kirchleins finden wir die gleiche Nüchternheit, von der die glatten Fachwerkmauern zeugen. Unseren norddeutschen Küstenbauern ist der liebe Herrgott kein von Gold und Purpur strahlender König, der mit sinnberauschendem Glanze Hof hält, sondern ein

wackerer Hausherr und nüchterner Regent, der auf Erden für Ordnung sorgt.

Da das Kirchlein so wenig herausgeputzt ist, wundern wir uns schier, daß die meisten Gräber sorgfältig gepflegt sind, und daß nur selten einem Hügel der Schmuck eines Kreuzes oder einer Grabtafel fehlt. Auch das ist Bauernart. Unsere Bauern wollen nach außen reputierlich erscheinen, namentlich bei ernstesten Angelegenheiten. Mag an dem Alltagsrock der Staub des Berufes haften, am Sonntag entbehrt auch der Kätner nur ungern den feierlichen Schoßrock, der ihm wie das Sinnbild der Manneswürde erscheint. Und ist Sterben und Begrabenwerden nicht auch eine ernste Angelegenheit? — „Frau Pastor,“ sagte der Knecht meiner Schwägerin auf seinem Sterbelager zu der Brotherrin, „kaufen Sie mir bloß einen guten, festen Eichenfarg! Nehmen Sie nur ruhig von meinem Gesparten! Die anderen Kriegen doch noch genug.“ Solid wie sie sind, wollen diese Leute auch sozusagen auf die Dauer sterben. Sogar der Tod soll eine Weile vorhalten.

Das Pfarrhaus und die benachbarten Bauernhöfe bilden eine merkwürdige Gruppe von Häusern und Hofplätzen. Man muß schon hier zu Hause sein, um zu wissen, wem dieser Stall, jene Scheune gehört. Wenn wir eben über einen grasbewachsenen Hofplatz gestampft sind, auf dem seit Jahren keine Hantierung vorgenommen wurde, stehen wir plötzlich vor einem Wohnhaus, das wir dort am allerwenigsten vermutet hätten.

In den Weichselwerdern ist man mit dem Boden sparsamer als hierzulande, wo mancher Platz, der zwanzig Meter im Geviert mißt, keinen anderen Zweck zu haben scheint, als daß der auf ihm wuchernde Holunder einen Haufen alten Gerümpels, das zusammen keinen Taler wert ist, mit seinem grünen Laube mitleidig verhüllen soll. Nun, ein Maler wäre darüber nicht ungehalten! Man möchte es kaum glauben, was für ein prächtiges Bild ein baufälliger Schuppen, ein grasbewachsener Platz, ein paar Holunderbüsche im Winkel,

ein halbes Duzend Königskerzen und drei schlohweise Gänse abgeben können.

Solche Stilleben verleihen den weltfernen pommerischen Dörfern einen eigenen Reiz. Mit Recht schiebt der Pfarrherr einen Brandbrief nach dem anderen an das hohe Konsistorium, damit man ihm endlich an Stelle seines baufälligen, nur teilweise noch bewohnbaren Pfarrhauses eine behaglichere Wohnstätte errichte. Und doch würden der Maurer, der das moosbewachsene, halb in den Garten versunkene Häuschen durch eine moderne „Villa“ ersetzte, der Gärtner, der unter dem wilden Holundergebüsch aufräumte und an Stelle der überalterten, mit Krebsgeschwüren bedeckten Apfel- und Birnbäume kunstgerecht gezogene Stämmchen pflanzte, den Geist der Schönheit bannen, der gerade diesem Orte eigentümlich ist.

Man sieht es dem Gehöft des Pfarrers an, daß er nicht selbst wirtschaftet und das Kirchenland verpachtet hat. Längst haben Gras und Nesseln den Wirtschaftshof in eine freundliche Wiese verwandelt, hinter der das altersschwache Pfarrhaus unter einer mächtigen Linde Schutz gesucht hat. Es bedarf seiner um so mehr, als der weißgetünchte Staketenzaun des Vorgärtchens, aus dem verwilderte Stachelbeeren, Topinamburstauden, Brombeerranken und Monatsrosen nur so hervorquellen, sich schon lange schlafensmüde auf die Seite gelegt hat. Von der niedrigen Mauer, die das bemooste Ziegeldach trägt, ist der Puz an unzähligen Stellen in tellergroßen Scheiben abgeblättert, aber trotz alledem schimmern die blanken Fenster so einladend, als wollten sie dir sagen: „Tritt nur getrost ein! Bei uns bist du geborgen vor dem Lärm und der Unruhe der lauten Welt.“

Am schönsten ist's hier im Mittsommer, wenn nach lauem Regen die Sonne herniederlacht und Millionen Lautropfen an den Blättern des Holunders und den dunkeln Früchten der Himbeere funkeln. Wie des fernen Meeres Rauschen tönt das Gesumme unzähliger Bienen an unser Ohr, die von den duftenden Blüten der alten

Linde angelockt werden, vom Scheunendach singt der Hausrötking, und auf der geöffneten Stalltür lassen sich die Rauchschnalben behaglich zwitschernd ihr durchnächstes Gefieder von den milden Sonnenstrahlen trocknen.

Auch den benachbarten Bauernhöfen wollen wir einen kurzen Besuch abstatten. Der dort drüben zeigt dir vorzüglich die fränkische Hofanlage. Drei Gebäude umgeben einen quadratischen Raum, der nach der Dorfstraße zu offen ist. Die Rückseite wird von dem Wohnhaus gebildet, rechts steht die Scheune, links der Stall. Nicht selten steht auch längs der vierten Seite des Quadrats eine Scheune, durch die eine malerische Einfahrt auf den Hofraum führt. Da diese Einfahrt bald in der Mitte, bald an der Seite der Scheune liegt, und da auch Wohnhaus und Stall nicht immer nach der gleichen Regel erbaut sind, hat die Wiederkehr des Bauplans in größeren Dörfern durchaus nichts Ermüdendes, zumal auch der Holunder, Pommerns prächtiger Dorfstrauch, überall sein Bestes tut, in diese Bilder die rechte Stimmung zu bringen.

Einer der malerischsten Winkel des Dörfchens ist die Brandstätte zur Linken, wo geborstene Mauerstücke unter windschiefen Kirsch- und Pflaumenbäumen im hohen Grase umherliegen. Zwischen ihnen schnattern weiße Gänse, behütet von einem halbwüchsigen Dirnlein, das gleichzeitig auf seine kleinen Geschwister aufpassen muß, deren rote Wollkappen in dem Grün wie Riesensblumen leuchten. In dem verwilderten Grasgarten haben sich alle Rotschwänze und Fliegenschnäpper der Umgegend zusammengesunden. Hörst du die schrillen Lock- und Warnrufe, die der eben flügge gewordenen Brut gelten. Solche Sorge der Alten ist auch wohl am Platz, denn hinter dem größten Mauerblock kauert des Nachbarn Miesekaze und verfolgt die unsicheren Flugbögen der Jungvögel mit blinzelnem Auge. Aber heute soll ihr kein Jagdglück blühen, denn die alten Vögel, die sie laut zankend umkreisen, sind viel zu schlau, um sich fangen zu lassen. Doch es ist nicht so leicht, liebe Hoff-

nungen aufzugeben. Erst nach geraumer Zeit entschließt sich die Beutelustige zum Rückzuge und verschwindet in dem nächsten Stall, um dort der einträglicheren Mäusejagd obzuliegen.

Ganz anders als hier sieht es jenseits des verwilderten Pfarrgartens aus. Von dem Wege, der dort hinter den Gärten und Höfen entlang führt, senkt sich das Gelände nach dem Dorfe zu nur ganz allmählich, während es auf der anderen Seite viel entschiedener zu einem weiten Bruchgebiete abfällt. Zwischen die Obstgärten zur Rechten schieben sich immer wieder schmale Rücken Kartoffelland, auf denen auch die Backhäuser der Bauern Platz fanden. Selbst diesen Hütten weiß der Holunder ein Ansehen zu geben. Seine blütenbeladenen Zweige hängen so dicht auf die niedrigen Dächer hinab, daß man glauben könnte, sie hätten die winzigen Häuschen verhindert, wenigstens ein paar Fuß über die nickenden Kartoffelblüten emporzustreben.

Auch in dem leicht welligen Gelände der Dorfmark wollen wir Umschau halten. Gleichmütig schreiten wir fürbaß. Welches Ziel sollte auch hier zur Eile mahnen? — Immerhin kommen wir an manchem anmutigen Platz vorüber. Nördlich des Dorfes, wo der Bach dicht an die Landstraße herantritt, geben ihm Haseln, Erlen und Weißbuchen treulich das Geleite, so daß die quelligen Gründe zwischen seinen Wasserscheifen freundlichen Waldwiesen gleichen. Dann kommen wir wieder an steinigen Halden vorüber, wo sich riesige Findlingsblöcke zwischen breit hingelagerten Wacholderbüschen verstecken und singende Dorngrasmücken aus wucherndem Brombeergerank auffliegen. Am liebsten rasten wir östlich von dem Dorfe, wo man inmitten der Roggen- und Kartoffelfelder noch einen weiten Raum dem Heidekraut und den Wacholderbüschen überlassen hat. Schutz vor dem frischen Wind gewähren uns die halbwüchsigen Kiefern, die in kleinen Gruppen über die Fläche verteilt sind, echte Feldkiefern, deren Kronen dicht über dem sandigen Boden beginnen. Hier träumt es sich gut zur Abendzeit, wenn

die letzten Sonnenstrahlen die rote Brust des Hänflings vergolden, der von dem höchsten Trieb einer Kiefer sein Abendlied singt, wenn von den Gehöften des nahen Dorfes blaugraue Rauchwolken senkrecht aufsteigen, dem Sommergast einen schönen Tag verheißend. Dann kommen auch in des viel umhergetriebenen Mannes Brust Sehnsucht und Unrast zur Ruhe, und gern überlassen wir uns jenem stillen, wunschlosen Glücksgefühl, das uns nur auf der Heimatflur beschieden ist.

### Aus Pommerns alten Städten.

Blendende Strahlen schießt uns die Sonne zwischen den dunkeln Vorhängen in das stille Gemach und mahnt die Langschläfer, ihr Lager zu verlassen und in den goldenen Herbstmorgen hinauszuschauen. Wo die Sonne noch nicht hinkam, glänzen die Dächer der Nachbarhäuser im Schmucke des Frühreife, aber trotz alledem krächzen die Rötlinge ihr Liedchen ebenso frohgemut wie am Aprilmorgen. Warum sollten sie auch nicht? — Auch im Lenz mußten sie ja manch liebes Mal mit Schnee und Reif vorlieb nehmen.

Nun rasch an den Frühstückstisch, damit wir bald das alte Stargard im herbstlichen Laubschmuck bewundern können. Sobald wir aus der Tür unseres Hauses treten, sind wir schon mitten in den freundlichen Parkanlagen, die der ehrwürdigen Stadtmauer folgen. Uralte Kastanien bilden auf dem Walle einen schattigen Baumgang, und in dem früheren Stadtgraben zwischen dem Wall und der turmreichen Mauer breiten Walnußbäume und Eichen ihre Kronen über wohlgepflegte Grasplätze. Ehe dieser Raum dem Gärtner überantwortet wurde, mußte er als Friedhof dienen. Ein halb Duzend Grabstätten durfte man aus Rücksicht auf die Hinterbliebenen nicht einebnen, so daß sie noch heute die lustwandelnden Bürger daran erinnern, welch ernster Aufgabe der Spielplatz ihrer Kinder dereinst gewidmet war. Gern gönnen

wir ihnen die paar Quadratsfuß Erde, bergen doch in so mancher Stadt Norddeutschlands die öffentlichen Gärten ähnliche Male, die uns zeigen, wie alles Leben, auch das regste und sonnenfreudigste, auf Gräbern erblüht. Und wohl uns, daß wir unserer Väter gern gedenken dürfen! Haben sie es doch nicht leicht gehabt, in sumpfiger Ode hochragende Städte aufzutürmen und die liebe Heimat gegen landfremde Eroberer und habgierige Nachbarn zu verteidigen. Hier und da suchen wir eine alte Inschrift zu entziffern, dankbaren Sinnes, denn die hier ruhen, haben einst gelebt und gewirkt, gewirkt auch für uns und unsere Kindeskinde.

Aber der Stadtmauer zur Rechten, deren Ziegel auf einem zyklonischen Unterbau von Feldsteinen ruhen, hebt sich ein schmucker Turm, das sogenannte „Rote Meer“ hoch empor. Durch seinen würfelförmigen Sockel führt ein enger Torweg zu der inneren Stadt, in deren Straßen der zylinderförmige, von schlanker Kegelspitze gekrönte Wächter neugierig hineinschaut.

Am mächtigsten wächst der Befestigungsgürtel dicht bei der Johanniskirche empor. Heute trägt die trohige Bastion, welche die Stadt nach Nordosten zu schützen sollte, einen Hain alter Laubbäume, zu dem man gern hinaufsteigt, da der grüne Büchel auf allen Seiten malerische Aussichten bietet, die kaum wechselreicher sein könnten, denn wenn wir lange genug nach der lebhaften Bahnhofstraße hinuntergeschaut haben, brauchen wir uns nur nach rechts zu wenden, um uns des idyllischen Friedens eines stillen Waldtales zu erfreuen.

Diese Bezeichnung ist nicht irreführend oder übertrieben. Es ist wirklich ein lauschiger Waldgrund, der dort dem Stadtwall bis zur Ihna folgt. Unter den alten Buchen und Birken, Ulmen und Akazien blühen im Lenz die Anemonen, und ergehen wir uns dann auf dem ausichtsreichen Nachtigallensteig, der auf der Wallkrone bis zum Mühlentor führt, so tönen neben dem Geschmetter des Finken die rieselnde Weise des Fitislaubängers und das zarte Frühlingslied des Rotkehlchens an unser Ohr.

Die Bürger der Stadt sind recht ungehalten darüber, daß ihnen der Besuch des grünen Tales, das einem reichen Privatmann gehört, noch immer verwehrt ist. Wir sind darin anderer Meinung. Der Zauber des Weltverlassenen, Unbetretenen, der den größten Reiz dieses Erdfleckchens bildet, würde mit dem trennenden Gitter bald verschwinden. Und in gewissem Sinne gehört uns der lauschige Grund ja schon heute. Ungehindert fliegt unser Blick von dem Nachtigallensteig in die grünen Tiefen; uns rauschen seine Bäume, uns singen seine Vögel. Was nützte es mir, wenn das Meisterwerk im Schaufenster des Kunsthändlers mein eigen wäre? — Könnte es dann eindringlicher zu mir sprechen? —

Wenden wir diesen Bildern den Rücken, so liegen die Häuser des alten Stargard unter uns da, treulich bewacht von dem riesigen Bau der Marienkirche, deren Fensterblenden und Glasurziegel eben erneuert sind und in frischem Glanze leuchten. Wenn uns der Turmhelm der Kirche im Vergleich zu dem mächtigen Schiff auf den ersten Blick viel zu klein erscheint, so dürfen wir nicht vergessen, daß so mancher norddeutsche Dom den Beschauer auf den Gedanken bringen könnte, den Bauherren sei schließlich die Geduld ausgegangen und sie hätten darum ihre Schöpfung unvollendet gelassen. Und doch handelten unsere Altvorderen ganz folgerichtig. Wo ein Kirchturm in mäßigen Verhältnissen angelegt war, hat man ihm seine schlanke Zierde nicht vorenthalten. Das sehen wir an der Stargarder Johanniskirche, das sehen wir an so manchem spitzen Turm der vorpommerschen und mecklenburgischen Städte. Wie individuell unsere Baumeister solche Turmbauten zu behandeln wußten, wird uns am besten in Danzig klar, wo das Rathhaus, die Katharinen- und Marienkirche, drei Gebäude von ganz verschiedenem Gepräge, gerade die Türme erhielten, die ihnen am besten passen. Mag der Fremdling, den sein Weg nach Danzig führt, im ersten Augenblick denken, der massige Turm der Marienkirche sei ein unfertiger Stumpf, der Alteingesessene vermag sich schlechterdings

keine Turmform vorzustellen, durch welche der mächtige Dom einen besseren Abschluß erhalten könnte. Denken wir uns zu der Stargarder Marienkirche einen Turm hinzu, welcher dem gewaltigen Unterbau hinsichtlich der Größe vollauf entspräche, so ergäbe das ein Bauwerk, das nicht mehr in den Rahmen der bescheidenen Mittelstadt hineinpaßte. Und sind diese baltischen Kirchtürme, die trotz aller Größe doch an dem Boden zu haften scheinen, nicht ein treffliches Gleichnis des Menschengestirns, der gern das Höchste erfliegen möchte und doch mit tausend Klammern und Banden an die mütterliche Erde gefesselt ist? —

Als ich einst von der hohen Bastion an der Johanniskirche meinen Blick über das Gewirr von Dächern und Essen schweifen ließ, standen neben mir zwei biedere Bauersleute, die wohl einen Termin in dem nahen Gerichtsgebäude wahrgenommen hatten. „Ist doch eine feine Stadt, dies Stargard“ sagte da der eine zum anderen. Sein anerkennendes Urteil mochte durch die Zahl der Wohnstätten bedingt sein, die dem Dörfler auch schon in einer bescheidenen Mittelstadt recht groß dünkt, aber auch von einem höheren Gesichtspunkte aus dürfen wir den Worten jenes Landmannes beipflichten. Ja, es ist ein schönes Stadtbild, das wir von dem grünen Wall aus überschauen: Die Johanniskirche im Vordergrunde, die ihren schlanken Turm dem Nordwinde entgegenreckt wie ein Roß den hoch emporstrebenden Nacken, das Gewirr der Häuser und Häuschen, welche die gewaltige Marienkirche umdrängen und die Fülle des Grüns, das den freundlichen Ort umfängt.

Steigen wir von unserem hohen Wall am Nordufer der Ihna zum Mühlthor hinab, so sehen wir gleich wieder eine anmutige Landschaft vor uns. Sobald sich das Flüsschen unter dem stattlichen, mit zwei spitzen Türmen geschmückten Mühlthor hindurch gedrängt hat, das sein Bett mit hohem Bogen überspannt, weitet es sich zu einem geräumigen Mühlweiher, dessen Südufer lichtfronige Weiden und dunkle Erlen begleiten, während sich

an der nördlichen Seite die uralten, knorrigen Akazien der Parkanlagen spiegeln, in die wir noch eben von dem Nachtigallensteig hinabschauten.

Um von hier aus die Ihnawiesen im Südosten von Stargard zu erreichen, brauchen wir nur einem der zahlreichen Wasserarme zu folgen, mit denen das Flüsschen zwischen den Gärten und Hofplätzen der Stadt gen Norden eilt.

Die Danziger wissen sich nicht Lobes genug für die malerischen Grachten ihrer Altstadt, die durch die Flußläufe der Nadaune zustande kommen. Dabei wissen nur die wenigsten, daß eine große Zahl pommerischer Städte, Stolp und Stargard vor anderen, mit ähnlichen Plätzen noch viel reicher bedacht sind. Namentlich im Frühling kommen hier gar freundliche Bilder zustande, wenn der Fliederbaum, unter dem der Stellmacher alte Wagentheile übereinander geworfen hat, sich mit blauen Blütentrauben schmückt, wenn die Obstbäume in Nachbars Garten mit ihrem schloßweißen Festkleide prangen und übermüthige Wäscherinnen auf dem grünemoosten Floß lachend und scherzend ihr Kinnen reiben und spülen.

Ehe wir zu den Tolzwiesen wandern, welche die Stadt im Südosten begrenzen, wollen wir noch dem Marktplatz einen kurzen Besuch abstatten.

Obgleich die Marienkirche nicht unmittelbar am Markte steht, beherrscht ihr riesiger Bau doch den ganzen Platz. Unsere Altvorderen liebten es nicht, die Gotteshäuser gleich am Markt zu errichten, wenn die Kirchen ihm auch andererseits gar nicht nahe genug sein konnten. Um das zu erkennen, braucht man sich nur einmal die Stadtpläne von Stralsund, Stargard, Kolberg, Danzig, Graudenz und Thorn etwas näher anzusehen.

Am meisten pflegen dem Fremdling auf dem Markte zu Stargard die Giebel des Rathhauses und der Löwenapotheke aufzufallen, deren Mauerflächen unter prächtigem Bildschmuck beinahe verschwinden. Diese Bauweise ist der stillen Ihnastadt nicht eigentümlich; ganz ähnliche Häuser finden wir auf dem Markt-

platze der pommerischen Universitätsstadt Greifswald wieder.

Vom Markte aus haben wir nur ein paar hundert Schritt bis zur Ihna, welche die Stadt im Südosten begrenzte und dort den schützenden Graben entbehrlich machte. Jenseits des Flusses dehnten sich früher sumpfige Wiesen, die man in der letzten Zeit so gründlich entwässert hat, daß sie der Landschaftsgärtner in weite Parkanlagen verwandeln konnte.

Mit Recht pflegen die Stargarder dieses baumreiche Gelände auf ihren Spaziergängen zu bevorzugen, bilden doch uralte Kastanien, Eichen und Ahornbäume längs der Ihna eine wundervolle Allee, während der Weg am Ufer der Tolzwiesen mit einer Doppelreihe mächtiger Erlen aufwarten kann, in denen sich den ganzen Winter über Scharen streichender Zeisige umhertreiben.

Zu allen Jahreszeiten ist's hier gut sein, mögen im Frühling die alten Kastanien ihre leuchtenden Blütenkandelaber aufstecken, um des Buchfinken lenziges Liebesfest zu feiern, mögen sie im Hochsommer durch ihren Schatten die Kühlung am Flußufer noch erquicklicher machen oder im Herbst den breiten Weg mit goldbrauner Blätterstreu überschütten, welche die schrägen Sonnenstrahlen in einen zauberhaften Glutstrom verwandeln. Und nicht minder schön ist's im Winter, wenn Zweig und Ast schwer herniederhängen unter der Last des flaumigen, weichen Schnees, der das Wiesengelände so tief begrub, daß die hungernden Goldammern und Dompfaffen an der Leeseite der Baumstämme, wo der wirbelnde Wind den Schnee forttrieb, verzweifelt nach ein paar Samenkörnern suchen.

Wenn wir unter den Baumgängen, welche diese grüne Flur durchziehen, der Kastanienallee längs der Ihna ohne viel Besinnen den Vorzug geben, so geschieht das wegen der stimmungsvollen Gärtchen und Winkel, die sich längs der Stadtmauer am Flußufer aneinanderreihen. Hier muß ein ordnungsliebender Mann zu Hause sein: wie gleichmäßig der Buchsbaum gehalten ist, der die Beete

umrahmt! Schnurgerade verlaufen die Hecken der Stachelbeerbüschel, und aus den Kronen der Obstbäumchen ist jeder überflüssige Zweig entfernt. In dem Nachbargarten sieht's anders aus. Seine Thujabüschel haben jede Form verloren, und der an der Stadtmauer emporklimmende Efeu hat längst den Weg in die Krone des Apfelbaumes gefunden, dessen Zweige von seinen Ranken tief herabgezogen werden. Gerade deshalb, weil hier wüste Hofräume, zierliche Blumenbeete und verwilderte Obstgärten in buntem Wechsel aufeinander folgen, ist der Weg längs der Stadtmauer so malerisch; noch kilometerweit würden wir ihm unermüdet folgen.

Auch weiter nach Südosten zu ist die Feldflur im Reichthum von Stargard für kurze Spaziergänge wie geschaffen. Während sonst baumarmes Ackerland die Stadt umgibt, finden wir hier ein engmaschiges Netz schattiger Alleen, in denen man um so lieber wandelt, da beinahe eine jede von ihnen aus einer anderen Baumart besteht. Bald sind es Eichen, bald rothblühende Kastanien, bald lichtlaubige Birken. Längs der Jarziger Chaussee sind die Erlen zu einer Größe emporgediehen, welche dieser Baum bei uns nur selten erreicht, und wenn wir uns überzeugen wollen, wie verschieden die Schwarzerle das Landschaftsbild beeinflussen kann, so brauchen wir nur das Ufer des Krampehls aufzusuchen, eines Baches, der östlich von Stargard in die Ihna fällt. Weithin strömt das Wasserlein im Schatten von Erlen dahin, die, so stattlich sie auch sind, neben den Niesen an der Jarziger Chaussee wie halbwüchsige Büschel erscheinen würden. Auch die Feldflur zwischen diesen Baumgängen hat noch manchen Schmuck aufzuweisen, der unseren Blick auf sich lenkt. Hier ziehen ehrsame Bürger in bescheidenen Laubkolonien ihr Obst und Gemüse, dort bilden Weiden und Erlen inmitten der feuchten Wiese einen kleinen Hain, aus dem uns die Lieder der Goldammern und Grünsfinken entgegenklingen.

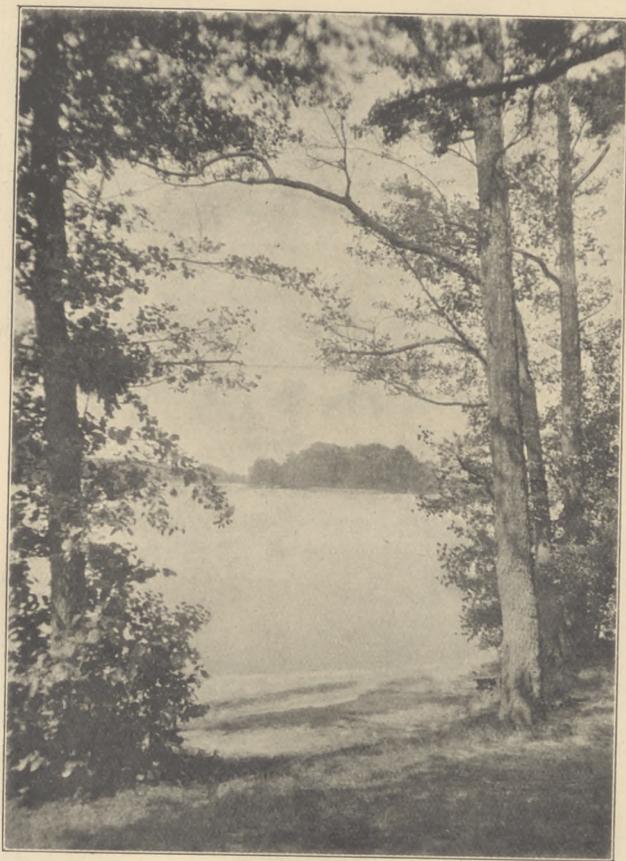
Und damit diesem idyllischen Bilde der größere Hintergrund nicht fehlt, schauen überall die Thürme Star-



Beim Lachsfang in Stolpmünde



Stolpelauf bei Stolpmünde



Der Gurkasee bei Dwinsk (Provinz Posen)

gards zu uns herüber. Am prächtigsten erscheint uns die Silhouette der Stadt am schönen Sommerabend, wenn sich ihre Türme scharf und ausdrucksvoll an den dunkelroten Abendhimmel zeichnen.

Gilt es, in eine Stadt überzusiedeln, die wir nicht kennen, so pflegen wir uns angelegentlich danach zu erkundigen, wie weit es von dem Ort bis zum nächsten Walde sei, denn der Deutsche ist im allgemeinen des Glaubens, in einer walddreichen Gegend müsse es sich schon leben lassen. Die Antwort auf jene Frage lautet, was Stargard angeht, nicht gerade tröstlich, und doch kommt in Pommerns alter Hauptstadt auch der Naturfreund auf seine Rechnung. Von Industrie merkt man hier an der Ihna noch recht wenig. Handwerker, Beamte aller Art und Ackerbürger geben dem Ort das Gepräge. Die Handwerker und Kleinhändler erbauten die schmalen, aber sauberen Gassen der Altstadt, den Beamten zuliebe umgab man den mauerbewehrten Stadtkern mit baumreichen Anlagen, und von der Tätigkeit der Ackerbürger zeugen noch heute die überraschend breiten Straßen im Nordwesten der Stadt, an denen sich einstöckige Häuschen aneinanderreihen, deren breite Einfahrten dem beladenen Erntewagen den Weg auf den Wirtschaftshof weisen. Auch an Gemüsebauern fehlt es nicht. Ihre wohlgepflegten Gärten finden wir namentlich im Nordosten der Stadt, in einem weitläufig gebauten Quartier, dem die Tätigkeit des Gärtners ein recht freundliches Gepräge verliehen hat.

So gern wir die Kastanien- und Eichenalleen im Südosten von Stargard aufsuchen, so reizlos ist die weitere Umgebung der Stadt, die wie eine grüne, laubreiche Dase in die baumarne Gegend hinausschaut.

Auch wenn wir mit der Eisenbahn von Stargard südwärts gen Pyritz dampfen, gibt es nicht allzuviel zu sehen, denn das Gelände, das wir durchfahren, ist flach und kahl. Und doch sollte jeder, den sein Weg jemals nach Hinterpommern führt, der stillen Hauptstadt des fruchtbaren Weizackers einen nicht allzu kurzen Besuch ab-

stätten. Am besten trifft es der, welcher das alte Städtchen im blütenreichen Lenz oder an einem sonnigen Herbsttage zu sehen bekommt, besteht doch sein Hauptreiz in dem wohlerhaltenen Mauerring und den freundlichen Gärten, auf welche die Mauertürme und Zinnen hinausschauen.

An dem Inhalt, den diese köstliche Schale birgt, ist nicht viel zu rühmen. Längs der stillen Straßen reiht sich ein schlichtes Haus an das andere. Schon wegen der eingezogenen Trümpeldächer erscheinen sie uns recht beschaulich und verträumt. Wenn du am heißen Sonntagnachmittag die feiernde Stadt durchwanderst, könntest du glauben, auch die Häuser seien auf ein Stündchen eingeknickt. Bist du ein Großstädter, so spürst du allerorten, daß du in „Dingsda“ weilst; schon die Art, wie die Verkäuferin die von dir erstandenen Ansichtskarten sorglich in einen großen Papierbogen wickelt, zeigt dir's zur Genüge. Doch wir haben im Städtchen auch nichts zu suchen. Sobald wir im Gasthof dem pommerschen Schinken die gebührende Ehre erwiesen haben, geht's an dem schmucken Eisturm, der uns in mancher Hinsicht an das Pyriker Thor in Stargard erinnert, zu der Stadtmauer hinaus, die ebenso wie in Stargard von Baumgrün umfassen ist. Das anmutige Flüsschen, das den malerischen Reiz der Stargarder Mauern vergrößern hilft, suchen wir hier vergebens, aber dafür dünken uns die Gärten, an denen unser Weg vorüberführt, noch viel idyllischer. Nicht überall haben es die Laubkolonisten so gut, daß sie ihr Pfirsichspalier gegen eine vielhundertjährige Stadtmauer lehnen dürfen, und daß die nachdenklichen Steinkäuze, die Vögel der Pallas, die aufmerksamsten Zuhörer abgeben, wenn der Vater am lauen Juliabend bei der Erdbeerbowle von frohen Burschentagen erzählt.

Zu Beginn unserer Wanderung folgen wir unter stattlichen Obstbäumen der Krone eines begrünten Walles. Die dicken Stämme weisen fast samt und sonders seltsame Mißbildungen auf. Dort, wo sie dereinst an ihre Stütze gefesselt waren, sind durch Gewebewucherung

mächtige, ringförmige Auswüchse entstanden, durch welche die Stämme an diesen Stellen zwei-, ja dreimal so dick geworden sind wie sonst. Weil fast alle Bäume die beiden Wülste aufweisen, gewinnt dadurch der Baumgang ein ganz merkwürdiges Aussehen.

Der Graben zu unserer Linken ist in einen fruchtreichen Obstgarten verwandelt worden. Gelb und rot leuchtet's zwischen den Blättern der Gravensteiner und Spätblirnen, und dort, wo das hohe Gras im Grunde frisch gemäht ist, bilden die abgefallenen Früchte auf der grünen Fläche wirre Muster. Zur Rechten des Weges wird der Raum bis zur Stadtmauer von sorglich umzäunten Gärtchen eingenommen, die, alle unter sich verschieden, die Wesensart ihrer Nutznießer widerspiegeln mögen. Hier prangen wohlgepflegte Blumenbeete, zwischen denen sich sauber geharkte Wege schlängeln, und das Mauerstück im Hintergrunde sieht so frischgewaschen aus, als wäre man ihm mit Schrubber und Besen zu Leibe gegangen. An anderer Stelle haben Haseln und Holunder den kleinen Raum in eine schier undurchdringliche Wildnis verwandelt, nicht zum Schaden der beerenliebenden Vögel, von denen die Hecken wimmeln. Auch von der Stadtmauer ist da nicht mehr viel zu sehen. „Längst wob mit grünen Ranken der Efeu sich davor.“ Uns will diese Wirr- und Wildnis viel besser gefallen als die Nachbargärten, deren Besitzer nur für Rotkohl und Rüben zu schwärmen scheinen.

Doch unser Auge soll nicht an den Einzelheiten hängen bleiben. Mit wanderndem Blick gilt es das ganze mittelalterliche Mauerbild zu überschauen. Nicht allzuoft finden wir ein solches Gemälde in unserer Heimat wieder. So weit wir sehen können, zieht sich die hohe Stadtmauer dahin, hier und da von wehrhaften Türmen überragt, bald hinter Baumgrün verschwindend, bald über freie Plätze hinwegschauend. Am reizvollsten gestaltet sich das Bild, wenn wir mit einem Male die anmutigen Gärten im Vordergrund, einen wuchtigen Mauerturm und dahinter das bunte Gewürfel von Dächern, Erkern und

Schloten überblicken können, das die Kirchtürme des Städtchens umgibt. Auch zur Linken des Weges fesselt mancherlei unsere Aufmerksamkeit: die alte Kirche inmitten eines verwilderten Grasplatzes, der städtische Park, den rasche Bäche durchheilen, eine in Grün begrabene Wassermühle und der freie Blick auf die Feldflur, hinter der groß und stolz der Buchenwald aufragt. Doch alles das finden wir auch an anderer Stätte; hier hat es uns die moosbewachsene, eisenumrannte Stadtmauer angetan. Sie ist nicht das erste Bauwerk ihrer Art, an dem wir entlang gepilgert sind. Nikäa und Byzanz, Saloniki und manch anderes Städtbild aus fernem Südländ kommt uns in den Sinn. An Großartigkeit kann sich das hinterpommersche Städtchen mit jenen gewaltigen Besten nicht vergleichen, aber dafür stehen diese Pyritzer Mauerbilder unserem Gemüte näher. Gern überlassen wir uns dem Zauber einer Umgebung, die unseres Ahland Auge entzückt hätte. Erst bei sinkender Sonne lenken wir wieder den Schritt zu unserem Gasthof und mahnen den Wirt, eine Flasche duftigeren Weines aus dem Keller zu holen, um auf seiner Vaterstadt Wohl zu trinken.

Rings um uns her sitzen biedere Landwirte und Bürgerleute, aus deren überlautem Gespräch manch plattdeutsches Wort unser Ohr erreicht. Hier erinnert uns Sprache und Art der Alteingesessenen noch überall an unseres großen plattdeutschen Dichters Meisterwerke. Halten wir dagegen jenseits des hinterpommerschen Landrückens in Dorf und Stadt Umschau, so wird uns nur allzu klar, daß wir eine ganz andere Welt erreicht haben, in der wir auf Schritt und Tritt den Spuren eines stammfremden Volkes begegnen.

### Ein hinterpommersches Seebad.

Zu der Ausrüstung eines rechten Schiffers gehört auch ein tüchtiger Topf voll Ölfarbe, denn immer wieder muß er an dem Rumpf seiner Bark pinseln und aus-

bessern, wenn die alte „Olga“ oder „Marie“ ihr schmuckes Aussehen behalten soll. Auch am Lande kann er sich von dem Pinsel nicht trennen. Als wir nach Hause kommen, steht Kapitän K., unser wackerer Stolpmünder Hauswirt, auf einem luftigen Leitergerüst und ist gerade dabei, die hölzernen Bohlen, mit denen der Giebel seines Häuschens oben und unten bekleidet ist, mit gelbbrauner Ölfarbe zu streichen. „Ich muß nur noch Leer für die Fachwerkbalken besorgen, dann kann die Sache wieder ein Jährchen bestehen“ ruft er uns selbstzufrieden zu, und er hat recht, die kleinen Schifferhäuser sehen in solchem Schmuck gar nicht übel aus, wenn die Abendsonne die geschliffenen Scheiben der niedrigen Fenster erglänzen läßt und die satten Farben der weißen Fensterrahmen, der grünen Läden und des schwarzen Fachwerks dem Fremdling von der Ordnungsliebe und Sauberkeit erzählen, die an der Wasserkante mehr als anderswo zu Hause sind.

Wer über dem schwanken Kiele wohnt, der darf auf weite Säle keinen Anspruch machen. Deshalb ist der Seemann auch auf dem Lande nicht ungehalten, wenn sein Scheitel die niedrige Balkendecke streift und von dem stattlichen Kleiderschrank, den er in der Großstadt erworben hat, erst die Schmuckleisten entfernt werden müssen, ehe er in dem Prunkgemach des Hauses aufgestellt werden kann. Dafür hat man in seinem winzigen Häuschen aber auch ganze drei Stockwerke untergebracht, in deren winzigen Stuben wir uns recht wohl und behaglich fühlen, wenn der Nordwestwind so ungestüm über die Dünen hereinbricht, daß sich die Fenstergardinen wie schwellende Segel blähen und jede offen gelassene Tür mit Donnergekrach ins Schloß fällt.

Wie lange mag's her sein, da bestand das stille Stolpmünde nur aus solchen Schifferhäusern. Schade, daß diese Zeit vorüber ist! Noch immer kann man die Orte unseres Ostens, wo man die Baumeister zwingt, auf die bauliche Eigenart der Stadt und den Stil der Nachbarhäuser Rücksicht zu nehmen, unschwer an den Fingern abzählen. Dabei mögen die Besitzer der stattlichen, neu-

modisch aufgeputzten Häuser, die sich in der Hauptstraße solches Strandfleckens breitmachen, auf ihre Paläste nicht wenig stolz sein! Und wie gern sähen wir an ihrem Plage noch die bescheidenen Schifferhäuschen, die ihnen weichen mußten. Will man eine Musterleistung architektonischer Unkultur zustande bringen, so braucht man nur in eins der pommerschen Hafenstädtchen ein paar große Gasthöfe hineinzusetzen und dann den Seestrand mit einem riesigen Kurhaus zu beglücken, dessen Vorbild wir in irgendeinem Lausbade zu suchen haben. Steht ein solches Gebäude fern von allen ortsüblichen Wohnstätten, dann mag es noch angehen; fällt aber unser Blick von jeder Terrasse und von jedem Wandelgang auf die pechglänzenden Balkenhäuser der Fischer, so schlagen wir uns unmutig in die Dünen, um mit uns selber und mit der Natur allein zu sein.

Hier in Stolpmünde finden wir, Gott sei Dank, noch Winkel genug, wo sich kein großspuriges Stadthaus zwischen die kleinen Fischer- und Schifferhäuser pflanzte, deren scharfer Leergeruch den Binnenländer so eindringlich an die Nähe der großen Salzflut erinnert.

Schon an der Verbreitung dieser Schifferhäuser kann man in unseren baltischen Küstenländern feststellen, wie weit landeinwärts der Einfluß des Meeres reicht. In dem Bereich der großen Ströme finden wir solche Wohnstätten noch tief im Binnenlande, während sie sonst schon wenige Kilometer hinter den Küstendünen dem Bauernhause weichen, das der betreffenden Gegend eigentümlich ist.

Die unterste Lauffstrecke der Stolpe bildet den Stolpmünder Hafen, der den östlichsten Teil Hinterpommerns bis dahin, wo das Hinterland des seegewaltigeren Weichselhafens beginnt, mit Waren versorgt. Da der Strand hier überaus flach ist, mußte man die Einfahrt, in der eine tiefere Wasserrinne erhalten werden soll, durch lange Molen vor Versandung schützen. Wenn wir uns bei Nordweststurm, von Wellengischt umsprüht, auf diesen Steinwällen ergehen, begreifen wir bald, wie schwer es

troß allen Leuchtfeuern sein muß, bei Nacht und Graus das schmale Fahrwasser zu finden, das in den sicheren Hafen hineinführt. Welch ein Unterschied zwischen diesen hinterpommerschen Häfen, die mit dem Seemann richtig Versteck spielen und den geräumigen Buchten des Mittelmeeres, die sich mit breitem Portal zum Meere hin öffnen. Selbst die regste Einbildungskraft kann keinen größeren Gegensatz ersinnen, als den zwischen dem Goldenen Horn und den Häfen von Stolpmünde und Kolberg.

Den Badegästen, welche nach einem Jahrzehnt dort einkehren werden, dürfte Stolpmünde schon viel städtischer erscheinen als uns. Augenblicklich steckt es in seiner Mauer noch mitten darin. Die Lage, da es nur ein bescheidener Strandfleck war, sind vorüber, und bis zum modernen Badeorte ist der Weg doch noch recht weit. Heute haben die Badegäste die Wahl; nach Wunsch und Eigenart können sie sich dort einmieten, wo niedrige Fischerhäuser von alten Zeiten träumen, oder in jenen Straßenzügen, wo unternehmungslustige Baumeister eine Villa neben die andere setzen.

Unglücklicherweise fiel das Erblühen vieler Ostseebäder in die siebziger und achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, wo die Baukunst, besonders in der Provinz, tief darniederlag. Hoffentlich werden die Irrtümer, die damals begangen worden sind, wenigstens jenen Orten zugute kommen, die sich heute aus bescheidenen Fischerdörfern in lebhaftes Sommerfrischen verwandeln. Unseres Erachtens sollte man dicht am Meer nach dem Beispiel, das uns die Fischer geben, mehr in die Breite als in die Höhe bauen. Bildet himmelansteigender Buchenwald, der noch gewaltiger erscheint, weil er von schroffer Kliffküste aufragt, am Meeresstrande den Hintergrund vielstöckiger Wohnhäuser, so kann unter Umständen noch ein ganz erträgliches Bild zustande kommen, schaut aber der ungeheuerere Mauerfloß des Kurhauses über kümmerliche, windzerkaufte Dünenwälder und niedrige Fischerhütten hinweg, so kann sich ein nachdenklicher Gast des Unmuts nicht erwehren. In einem alten, vielbesuchten Badeorte

werden die Unternehmer in vielen Fällen schon durch den hohen Preis des Bodens zum Bau vielstöckiger Wohnhäuser gezwungen; wo aber dieser Grund noch fehlt, sollte man sich bemühen, die Kuranstalten und Miethäuser der baulichen Eigenart des Stranddorfes nach Kräften anzupassen. Daß wir damit nicht Unmögliches verlangen, zeigt uns z. B. das Kurhaus des Badeortes Glettkau bei Danzig, das ansehnlich genug ist, ohne doch neben den bescheidenen Dorfhäusern wie ein Simson neben den Philistern zu erscheinen. Den Wünschen verbildeter Großstadtbarbaren mögen die Baumeister, welche ein paar Straßenzüge aus Berlin W dicht an den gelben Ostseestrand verpflanzen, aufs beste entsprechen, aber vergessen wir doch nicht, daß wir damit der Eigenart unserer heimischen Natur Gewalt antun. Wer in die Wüste geht, muß schon mit dem Zelte vorlieb nehmen.

Wenn wir die Stolpmünder Badegäste bei ihrem Leben und Treiben beobachten wollen, so müssen wir das Stück des Seestrandbes zwischen der Ostmole und dem Damenbad aufsuchen. Hier reiht sich an dem Hange der niedrigen Düne ein laubenartiges Holzhäuschen an das andere. Sie bieten erwünschten Schutz vor der Mittagssonne, und rauscht der Sommerregen in Strömen hernieder, so kannst du, geborgen unter ihrem Dach, des Meeres nimmermüdes Wellenspiel beobachten. Auf dem schmalen Sandstreifen zwischen jenen Lauben und der wogenbeneigten Kimmung stehen zahllose Strandkörbe wirr durcheinander. Sieht es nicht aus, als hätte ein Riese mit dickem Quast bunte Farben wahllos über den gelben Sand geklert? Schaust du genauer zu, so sind's rote Blusen, blaue Schleifen, grüne Haartücher und weiße Kinderkleidchen. Welch buntes Gewimmel! Hier hat ein Duzend halbwüchsiger Buben sich eine richtige Festung gebaut, mit hohem Wall und breitem Graben, den eine gefällige Meereswoge mit salziger Flut gefüllt hat. Wie dem Hauptmann der jungen Schar Wangen und Stirne glühen! Ja, ja, wer ein Amt hat, muß auch seine Sorgen in Kauf nehmen. Das jüngere Geschlecht

hat es noch leichter im Leben. Zauchzend vor Wonne plantscht es in dem seichten Strandgewässer umher. Nur ein dreijähriger Knirps, den Mutter und Kinder mädchen seawärts schleppen, will von dem Nutzen kalter Bäder nichts wissen, sondern wehrt sich strampelnd und schreiend gegen die verkannte Wohltat. Mach doch nur nicht solchen Lärm! Auch deine Zukunft liegt auf dem Wasser!

Während wir in den glänzenden Weltbädern eine große Zahl solcher Menschen finden, denen das Leben nur die gar nicht so leichte Aufgabe stellt, die Zeit totzuschlagen und die Zinsen des ererbten Vermögens unter die Leute zu bringen, gehören die meisten Badegäste der stillen Strandflecken Hinterpommerns zu jenen Mitmenschen, die sich durch fleißige Arbeit ein Anrecht auf eine kurze Erholungspause erworben haben. Da ist es denn begreiflich, daß sie am liebsten tagein, tagaus auf dem gelben Sande liegen, in den blauen Sommerhimmel hineingucken und der ewigen, einschläfernden Melodie der Wellen lauschen. Kommt doch die Zeit, da sie sich wieder im Berufsleben tummeln müssen, nur allzurasch heran.

Außerdem trägt in diesem Abschnitt der pommerschen Küste die Landschaft nur wenig dazu bei, den Menschen zu weiten Spaziergängen aufzufordern. Schauen die Badegäste von ihrer Lagerstätte im gelben Seesand zu einem freundlichen Hügellande empor, wo zwischen stillen Weilern und malerischen Städten gelbe Kornfelder und dunkle Wälder rauschen, wölben sich hoch über ihnen, von schimmernden Kreidefelsen herablugend, lichtgrüne Buchen, so überkommt die Wanderfrohen der Gedanke, sich auch dort einmal umzusehen, mit unwiderstehlicher Kraft. Hier in Stolpmünde gibt's nichts dergleichen zu sehen. Meilenweit folgen dem Strande die gelben Sanddünen, die in dämmernder Ferne unter die Meerflut zu tauchen scheinen, und die einzige Abwechslung besteht darin, daß die knorrigen Kiefern bald wagemutig bis zum Ramm der Sandberge vordringen, bald scheu in das nächste Dünenental zurückweichen und nur mit ihren

Höchsten Trieben vorsichtig zu der tobenden Brandung hinüberlugen.

Der schier endlose Streifen von Kiefernwald, der, bald breiter, bald schmaler, der Dünenkette folgt, vermag die Fremden zuerst nur wenig anzuziehen. Haben sie aber erst einmal den Mut gefunden, ein paar Stunden lang zwischen den gelben Sandwällen unter harzduftenden Kiefern zu wandern, so pflegen sie mit diesem Revier bald gut Freund zu werden, denn es ist durchaus nicht so langweilig, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Dafür sorgt schon die wechselvolle Form der Erdoberfläche. Bald bilden die Millionen Sandkörner, mit denen der Wind hier schon seit altersgrauen Zeiten sein Spiel treibt, lange, schmale Wälle, bald reißt sich eine Kreisrunde Kuppe an die andere. Und wie verschieden sind erst die Kiefernbestände auf und zwischen den Dünen! In breiten Tälern heben sich die rotbraunen Stämme nicht selten so schlank und stattlich empor, daß sie weit besserem Erdreich keine Schande machen würden, und zwischen den starren Wacholderbüschen erstickt das Haselgebüsch fast unter wuchernden Brombeerranken. Dann wandern wir wieder durch jüngere Bestände, die manchen Strichen der Lucheler Heide aufs Haar gleichen würden, wogte das hellgrüne, glänzende Waldgras, das den Boden bedeckt, weniger hoch und üppig. Aber nicht überall ist den Kiefern das Leben so leicht gemacht. Jene formlosen, knorrigen Büsche, die auf der gelben Sandhalde dem Flugsand und dem Seewind zum Trotz jahraus, jahrein um ihr Leben kämpfen, könnten uns davon manches erzählen, wenn wir das Rauschen ihrer Nadeln zu deuten vermöchten, und so mancher dürre Strunk, zwischen dessen Wurzeln sich der Sand treulos davonstahl, verrät uns zur Genüge, daß dieser Kampf nicht immer zum Siege führt.

Weiter landeinwärts, wo das Gewoge der Dünen in ganz sanften Wellen verläuft, suchen wir solche narbenbedeckte Rämpen vergebens. Frischer leuchten dort die hellblaugrünen Triebe der zehnjährigen, beinahe Kugel-

förmigen Bäumchen, die der Förster in recht schütterten Beständen schult, und die jungen Birken, die dem Sandwege folgen, haben sich schon recht breit und stattlich ausgelegt. Mußt du hier der erbarmungslosen Glut der Mittagssonne trotzen, so zählst du wohl verzweifelt deine Schritte, als brächte dir ihre wachsende Zahl die tröstende Gewähr, daß die Qual bald zu Ende sei. Desto schöner ist's aber, wenn die milden Strahlen der Abendsonne durchs Regengewölk schauen, die erfrischte Erde süßen Duft verhaucht und die Goldammern im Birkengeäst unermüdetlich ihre schlichte Weise zum besten geben, die uns dann viel klangvoller und taufrischer dünkt als am schwülen Mittag.

Und selbst in diesem sandigen Revier fehlt es nicht an fruchtbaren Plätzen, wo auch anspruchsvollere Bäume gedeihen können. Im feuchten Grunde folgen stattliche Erlen den grünumbuschten Gräben, und dort, wo dicht hinter den hohen Dünenketten der Mergel durch die Last der Sandberge hinaufgepreßt wird, findet sich auch die Rotbuche ein. Breit und buschig lagern sich ihre Laubmassen nebeneinander, gilt es doch, den Windschutz, welchen die Düne gewährt, nach besten Kräften auszunützen. Prüfend betrachtet der Weggenosß die seidig glänzenden Blätter; er will es noch nicht glauben, daß dieses dichtästige Buschwerk aus den Schwestern der Waldbäume besteht, die auf den Bergen bei Neustadt und Elbing himmelhohe, lichtdurchflutete Hallen bilden.

Buchenhaine, die dich an jene prächtigen Wälder erinnern könnten, findest du hier nur an wenigen bevorzugten Stellen, wo fruchtbare Lehminseln mitten in hohen Kiefernbeständen liegen, welche die aufstrebenden Stämme vor den rauhen Nordwinde schützen. Ein solcher Buchenhain erklärt uns die Anziehungskraft des stillen Waldweilers Freichow, wo auch der Altreichskanzler Bismarck nicht selten gerastet hat. Ist diese Vorliebe für den edlen Laubbaum nicht echt deutsche Art? Wo sich die schlanke Buche, die knorrige Eiche zeigt, da müssen die Kiefer, die Fichte bescheidenlich zurücktreten. Schon

der gewaltige Wandersmann Seume hat das empfunden. Als er nach der endlosen Pilgerschaft durch die russischen Fichtenwälder wieder unter schwedischen Eichen steht, macht er uns das seltsame Geständnis, er wolle nicht in den Himmel kommen, wenn's dort keine Eichen und Buchen gäbe.

Während der Buchenhain bei Freichow an schönen Sommersonntagen von Besuchern wimmelt, trifft man in den Wäldern und Dörfern an der Stolpe nur selten städtisch gekleidete Spaziergänger. Und doch ist das ein Gau, wie geschaffen zu froher Wanderfahrt. Allerdings sind die laubreichen Hügel, die hier und da über das wellige Land hinwegschauen, nur von mäßiger Höhe und verdanken ihr statiliches Aussehen zum besten Teile den üppigen Laubpolstern der Buchen und Eichen. Dafür gleicht aber das ganze Gelände, in dem der dunkle, vielgewundene Fluß unter uralten Bäumen dahinströmt, einem wohlgepflegten Park. Schattige Baumgänge führen von einem Wäldchen zum anderen, blütenreiche Hecken trennen den Acker vom Acker und, was uns zuerst nur ein Fleck schattigen Laubwaldes dünkte, stellt sich dem Nahenden als ein grünumbuschter Weiler dar.

Auch die größeren Dörfer verschwinden fast unter den uralten Linden und Kastanien. Wie wenig hat eine Ortschaft wie Arnshagen mit den Dörfern des benachbarten Preußenlandes gemeinsam! Hier haben wir die beste Gelegenheit, die fränkische Hofanlage zu studieren, die wir schon in dem stillen Döringshagen kennen lernten. Schier kilometerweit folgen die Bauernhöfe der Dorfstraße, aber kein Hof sieht dem anderen gleich. Schwarzgraue Strohdächer und schwarzweiße Fachwerkmauern sind die Hauptbestandteile dieses Dorfbildes. Und dann üppige Laubpolster! Hier helfen sie die Gebirgskette einer alten Lindenallee auftürmen, dort drängen sie sich um das alte Fachwerkkirchlein zuhauf. Mit jedem Winkel der Wirtschaftshöfe, mit jedem unbenutzten Plätzchen zwischen den Wohnstätten nehmen sie vorlieb, und ließe man den Holunder gewähren, so würde

er bald den Obstbäumen in den Gärten das Leben sauer machen.

Da neugebaute Häuser kaum noch mit Stroh gedeckt werden dürfen, sind die Lage des Strohdaches auch hierzulande, in seinem ureigensten Reich, schon gezählt. Der Volkswirt mag sich dessen freuen; wer aber diese eigenartigen Dorfbilder lieb gewonnen hat, wird die schwarzgrauen Strohdächer nur ungern missen, muß sich doch das Gepräge dieser Dörfer von Grund aus verändern, wenn überall rote Ziegeldächer zwischen den Baumkronen aufleuchten.

In anderen Gegenden werden die Strohdächer aus zwei ebenen Flächen gebildet. Hier müssen sich die spröden Strohbündel auf Speicher und Scheune gar vielgestaltigen Trümpeln und Mansarden wohl oder übel anpassen, und wenn sie auch manchmal noch widerstrebende Wülste bilden, schmiegen sie sich doch schließlich den Formen ihrer Unterlage an.

Es ist eigentümlich, welch starker Zauber von solchen urwüchsigen, bodenständigen Siedelungen ausgeht. Mag der Franke in ein alemannisches Dorf kommen oder der Thüringer bei den Friesen einkehren, dort, wo die uralte Bauweise des Stammes noch nicht durch willkürliche Künsteleien verschandelt ist, werden sie sich bald zu Hause fühlen. Sieh dich einmal am Sonntagnachmittag in dem Speicher des Großgrundbesizers um, der den Sommer über die slavischen Landarbeiter beherbergt, und dann raste mit uns in Arnshagen auf einem der alten Bauerngehöfte! Jene mächtige Linde, unter der die Kinder spielen, spendete schon ihren Ureltern erquickenden Schatten. Neben demselben Kirchlein, an dessen Mauern die Ahnen ruhen, werden dereinst auch die Enkel schlummern. Schaut der halbwüchsige Bursch am Feiertag zum Altar empor, so liest er an ehrwürdiger Stätte die Namen der Sippen-genossen, die im heiligen Kriege ihr Leben hingaben für die heimische Scholle. So knüpfen tausend unlösliche Bande den einzelnen an die Stätte seiner Geburt, und freudig wie der Ahn werden auch die blondlockigen

Knaben, die drunten am Fluß ihr Korfschifflein schwimmen lassen, zu der Manneswehr greifen, wenn es die Heimatsflur zu schützen gilt. Ist dir das alles erst einmal so recht zum Bewußtsein gekommen, so wirst du dich nicht mehr mit billigen Schlagworten trösten lassen, wenn man von der immer mehr einreißenden Landflucht unserer Bauernsöhne spricht, und gern bereit sein, ein Scherflein zur Förderung der inneren Kolonisation zu spenden. —

Wollen wir uns einen freien Überblick über das hinterpommersche Küstenland mit seinen Dünen und Strandseen, Saatfeldern, Wäldern und Heiden verschaffen, so statten wir am besten dem hochaufragenden Reveköl im Südosten des Gardeschen Sees einen Besuch ab. Da hier in der Ebene ein Berg von 115 Meter Höhe schon eine weithin sichtbare Landmarke bedeutet, ist es nicht zu verwundern, daß der mons Revecollis auf manchen alten Landkarten so auffällig gezeichnet ist, als handelte es sich nicht um einen bescheidenen Hügel, sondern um ein gewaltiges Gebirge. Die beiden wichtigsten Orte dieser Gegend, das Dorf Groß-Garde und der Flecken Schmolzin, schmiegen sich so dicht an den Abhang des Kleinen Höhenzuges, daß wir bei einem Spaziergange durch ihre Straßen gar nicht in Küstendörfern zu weilen glauben. Bei Groß-Garde fallen die Hügel, an deren Böschung die Raine zwischen den schmalen Getreideschlägen unregelmäßige Muster bilden, geradenwegs zu dem Gardeschen See ab, dessen Flut fast meeresweit unter uns daliegt.

Die herbe, schwermütige Stimmung dieser pommerschen Strandseen hat der Königsberger Maler Dettmann auf seinem Bilde „Fahrt zur Kirche“ vortrefflich wiedergegeben. Diese Landschaften sind viel zu breit und weit und viel zu arm an Kleinen, intimen Reizen, als daß sie uns besonders anheimeln könnten. Dabei fehlt den unabherrschbaren Strandseen doch das heroische Gepräge des offenen Meeres, dessen Anblick unseren Sinn ganz anders zu befreien und zu erheben vermag.

Wie sich die Schmolziner Kirche an den begrüntem Abhang des Reveköl herangedrängt hat! Rasten wir dort unter den harzduftenden Kiefern, so sehen wir ihr gerade aufs Dach. Wäre die Gegend laubreicher, taufrischer, so könnte man sich an manchen Ort im Danziger Gau, an St. Albrecht oder Oliva, erinnert fühlen.

Bis wir den Gipfel des Berges, von dem noch ein hölzernes Aufsichtsgerüst aufstrebt, erreicht haben, vergießen wir manchen Schweißtropfen, denn der Weg unter den alten Kiefern ist zuweilen recht sandig. Wegen dieser blauschwarzen Nadelwälder mutet uns der Reveköl auch ganz anders an als die Berge zwischen Danzig und Lauenburg, die im Laubschmuck des Buchenwaldes prangen.

Stehen wir erst hoch oben auf dem luftigen Balkengerüst, so vergessen wir bei dem Betrachten der weiten Rundsicht bald alle Wegesmühe. Diese Landschaft ist zwar nicht so lieblich wie die waldbreiche Westküste der Danziger Bucht, aber dafür wieder großzügig und ausdrucksvoll. Weit im Norden fließen das graublau Meer und der blaugraue Himmel fast unmerklich zusammen. Das macht des Sommers weiche Duft. Wenn am Herbsttag der Ostwind den Himmel rein gefegt hat, dann heben sich die Umrisse der Dünen, wo blauschwarze Kiefernwälder mit gelben Sandhalden wechseln, weit schärfer von dem Hintergrund der blauen Meerflut ab. Gerade nördlich von uns erreicht die Düne bei dem Dörfchen Scholpin die ansehnliche Höhe von 56 Meter, so daß der Leuchtturm, der ihre Kuppe krönt, weithin über Meer und Land hinwegschaut.

Nicht allzu lange mag es her sein, daß die weiten Sumpfsgebiete, die sich vom Fuße des Reveköl bis zu den Scholpiner Dünen hinziehen und den Gardeschen See von dem Lebasee trennen, trocken gefallen sind. Früher war jenes schwermütige Bruchgelände ein Teil des gewaltigen Haffs, das ostwärts bis zum Sarbsker See reichte.

Wirft dieses Strandbild schon zur schönen Sommers-

zeit ernst und feierlich, so atmet es an trüben Herbsttagen eine schier erdrückende Schwermut.

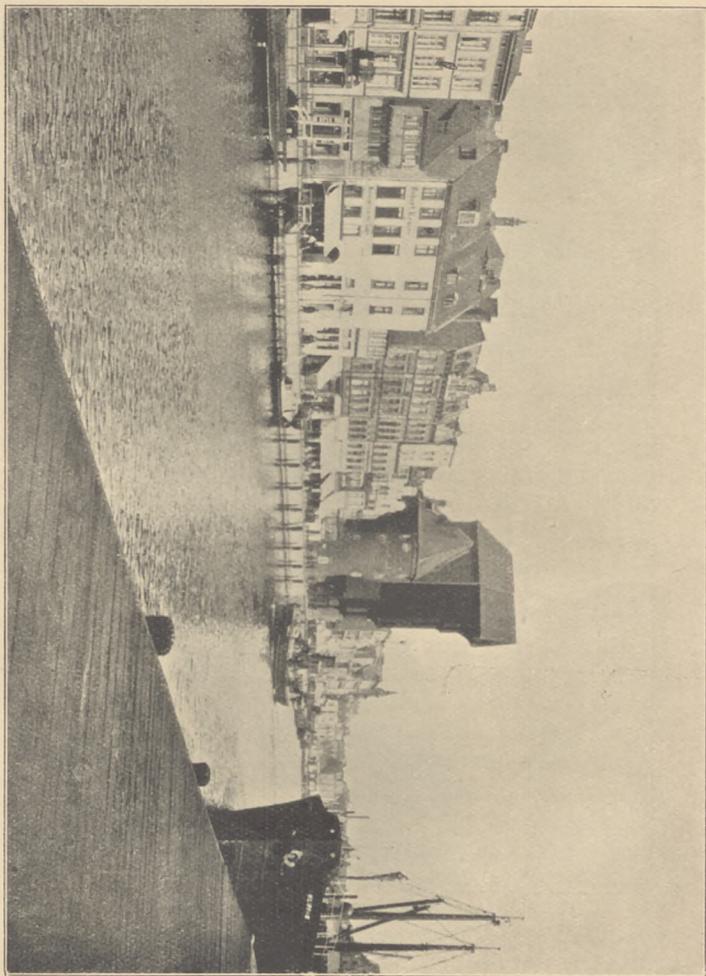
Biel belebter erscheint uns das Land im Süden und Südosten des Nevekol, und doch herrschen auch dort jene Ruhe und Einsamkeit, die für diesen Teil Hinterpommerns bezeichnend sind. Aus dem Teppich der Ackerflur erheben sich düster die Kiefernforste, und zwischen die mattgrünen Weizen- und Haferfelder schieben sich goldgelbe Roggenschläge. Nur dicht am Abhange des Berges leuchtet frischeres Grün. Dort geben saftige Wiesen der raschen Lupow trotz aller launenhaften Windungen treulich das Geleite.

Hell strahlt die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab, und doch erscheint uns die ganze Landschaft recht matt und glanzlos. Immer wieder reibst du die Augen, als müßte es an ihnen liegen, daß die Buchenwälder, durch die dein Weg führte, die grünumbuschten Mühlteiche, deren Schattenkühle dich zur Rast lud, nicht fröhlicher zu dir herübergrüßen. Aber jene anmutigen Plätze sind viel zu klein, um dem viele Quadratmeilen großen Gebiet, das du von deiner ragenden Warte überschauft, sein Gepräge zu geben. Nimmst du das Fernglas zur Hand, so findest du bald, was du suchtest, aber dem unbewaffneten Blick entschwinden jene lieblichen Dasen in der unendlichen Weite.

Doch auch diese melancholische Landschaft übt auf empfängliche Gemüter einen eigenen Zauber aus. Nachdenklich schauen wir hinab auf die leise wogenden Wipfel des Kiefernwaldes und das schachbrettartige Getäfel der Ackerflur, aus der hier und da grüne Hügel empor-schwollen. Die breiten Spiegel der weltverlassenen Strandseen schimmern im Abendlicht. Kein Schifflein belebt ihre blinkende Fläche. Nur draußen im freien Meer zieht ein mächtiger Dampfer, dessen Rauchsäule wir bis zum Horizont verfolgen können, gleichmäßig und unablässig, wie von einem ehernen Gesetz getrieben, seine einsame Bahn. Neidlos sehen wir ihn dem lebenerfüllten Hafen zustreben, schlägt doch nur allzubald die Stunde,



Austritt der Radaune aus dem Ostfriessee neben einem fassförmigen Bauernhause



Danzig: Hafen mit Kirch

die uns aus der beglückenden Gemeinschaft mit der Mutter Natur in die engen Wohnungen der hastenden Menschen zurückführt.

### Von pommerellischen Landseen.

Solltest du jemals waschechte Danziger von einem Landsee reden hören, so kannst du sicher sein, daß sie damit den Heubuder See meinen. Auch ich selber war schon längst als Quartaner in die Geheimnisse des Cornelius Nepos eingedrungen, ehe ich in dem Ottominer See den ersten echten Moränensee kennen lernte.

In einem Nachbarhause fristete damals eine fluglahme Möwe auf dämmerigem Hofplatz ihr langweiliges Dasein. Wie man mir erzählte, hatte sie ihr Besitz vor Jahren im Schilfe des Casper Sees erbeutet.

Diese beiden Seen, der Heubuder und der Casper See, liegen meiner lieben Vaterstadt gleich nahe. Auch sonst sind es rechte Geschwister. Beide stellen nämlich Reste alter Weichselmündungen dar und erinnern uns daran, wie schwer es sein mußte, eine genaue Geschichte des großen Stromdeltas zu schreiben.

Abgesehen von ihrer Herkunft haben aber die beiden Wasserbecken kaum etwas gemein. Während der Heubuder See zu den beliebtesten Wanderzielen der Danziger gehört, ist der Casper See den meisten nur von der Landkarte bekannt. Und das hat seine guten Gründe! Wollte man einen freien Überblick über dieses Binnengewässer bekommen, so müßte man sich schon einem Langfuhrer Fliegeroffizier anvertrauen, denn allzu dicht wuchert an seinem Ufer das speerschäftige Rohr, dem es die Wasser- und Sumpfvögel zu danken haben, daß sie auf wohlumhegten Sumpfwiesen und stillen Blänken noch ungestört dem Brutgeschäft obliegen dürfen.

Am Heubuder See schaut es ganz anders aus. Dort spiegeln sich die prächtigen Schwarzerlen, welche das

Wasser so dicht umrahmen, daß nur hier und da ein knorriger Kiefernast zwischen ihnen hindurchlugen kann, überall in der klaren Flut, und die sanft gewellten Dünen, zwischen denen der Heidesee schlummert, steigen immerhin hoch genug an, daß man die ganze Wasserfläche zu überschauen vermag.

Wer hier im Hochsommer am sonnigen Nachmittag rastet, wenn der Dünenstrand zwischen den Kiefern strohgelb leuchtet und sich der tiefblaue Himmel in dem blanken Spiegel beschaut, wird denen beispflichten, welche die Anmut des Heubuder Sees nicht genug rühmen können. Dabei besteht der Hauptreiz des Landschaftsbildes eigentlich nur in dem harmonischen Verhältnis zwischen der Länge und Breite des Wasserbeckens, das noch gefälliger hervortritt, da auch die Höhe der Uferbäume vortrefflich dazu paßt.

Diese Landseen, die wir im Schwemmland des Stromes zu suchen haben, gehören nur sehr bedingungsweise zum alten Pommerellen. Dagegen weilen wir schon auf seinem Boden, wenn wir die malerischen Mühltiche aufsuchen, welche den schönsten Schmuck der Waldtäler bilden, die sich nördlich von der Provinzialhauptstadt zur Danziger Bucht öffnen. Daß sich schon manches Geschlecht an diesen von Menschenhand geschaffenen Stauweihern erfreut hat, beweisen uns am besten die uralten Linden, deren Zweige zu den Mummeln und weißen Seerosen herabhängen und den Wanderer in dämmerkühlem Gewölbe wie in einer freundlichen Herberge willkommen heißen. Hier rastet's sich gut am glühenden Sommertag, wenn zwischen den Laubmassen der Linden und den dunkeln Kuppen der Waldberge die strohgelben Saatfelder leuchten, aus denen bunte Sommerhüte wie Niesenblumen zu uns herübergrüßen. Sogar drunten in der schmalen Strandebene, die dem pommerellischen Hochlande vorgelagert ist, finden wir noch solche prächtigen Teiche, wie den Glettkauer Mühlenweiher, von dem man wegen seines herrlichen Laubrahmens viel mehr Aufheben machen sollte, als es in Wirklichkeit geschieht. Da aber für die

Badegäste der Seestrand Trumpf ist, muß er sich die Zurücksetzung wohl oder übel gefallen lassen.

Doch auch diese freundlichen Weiber zeigen dir nicht Pommerellens ureigenste Landesnatur. Wenn du die kennen lernen willst, so mußt du der Danziger Bucht den Rücken kehren und zu den Höhen und Schluchten der Kassubei emporsteigen, zu dem Moränengebiet der eiszeitlichen Gletscher, wo sich schmale Rinnenseen zwischen blauschwarze Waldberge drängen und tief unten im Nadaunetal unermüdliche Mahräder klappern.

Von den kassubischen Moränenseen liegt der Ottoniner See Danzig am nächsten. Um ihn zu erreichen, brauchen wir von dem Bischofsberge, der auf die alte Hansestadt hinabschaut, nur etwa 8 Kilometer nach Westen zu über die kahle Hochebene zu wandern. Dennoch ist der Weg lang genug, um den Städtern den Besuch des sagenumwobenen Waldsees zu verleiden, so daß an seinen Ufern, zum Behagen des Naturfreundes, idyllische Ruhe herrscht.

Leider werden wir auch hier Zeuge davon, wie leichtsinnig man in der Nähe von Danzig vielfach mit alten Waldbeständen aufgeräumt hat. Noch zur Zeit unserer Väter trugen die Hügel nördlich des Sees einen prächtigen Kiefernwald, dessen dunkle Kronen zu den sonnigen Buchenhöhen am Südufer ernst und feierlich hinüberschauten. Heute sind die hochragenden Kiefern längst verschwunden, und nur hier und da erinnert ein sonnverbrannter Wacholderbusch oder ein schlecht gerodeter Baumstumpf den Wanderer daran, daß er über alten Waldboden dahinschreitet.

Am liebsten pflegten wir auf unseren Wanderungen am Nordwestufer des Sees zu rasten, wo mächtige Bäume einen jener alten, verwilderten Friedhöfe beschatten, die wir in unserer Heimat allerorten wiederfinden. Kostige Eisengitter und windschiefe Kreuze erinnern uns noch an die frühere Bestimmung des Platzes, sonst aber hat der Wald wieder Besitz ergriffen von seinem Reich. Zwischen den verfallenen Gräbern leuchten die hellgrünen Blätter

des Sauerflees, nicken der Erdbeere würzige Früchte, und wenn die Sommernacht mit verträumtem Blick aus den grün umhegten Buchten lugt, schwebt die Nachtschwalbe mit schnurrendem Ruf um die dunkeln Kronen der Friedhofsbäume.

Folgen wir dem Wege, der dicht am Südrande des Sees entlang führt! Die sanft geschweiften Buchten, die dort gegen das hohe Waldufer vordringen, vermag der Sonne wärmender Strahl erst spät zu erreichen. Darum erinnert uns dort in so manchem Jahr noch die mürbe Eisdecke an des grimmen Winters glücklich überstandene Not, wenn im Walde schon längst die Frühlingsblumen blühen und der Wendehals in seltsamer Unrast aller Welt mit hellem Ruf seine glückliche Heimkehr anzeigt.

Und so unbarmherzig auch die Art an dem Nordufer gewütet hat, den schönsten Schmuck hat sie ihm doch gelassen, eine friedliche Waldinsel, die sich dicht an das Gestade schmiegt, zu dem die Hügel in sanften Wellenlinien hinabsteigen.

Es webt ein eigener Reiz um solche stillen Waldinseln. Wie ein freundliches Licht, das des Wanderers Auge in dunkler Nacht erfreut, dem Sinnenden wohl eine Stätte des Glücks und Friedens verheißt, so sucht unsere Einbildungskraft auf solchen grünen Eilanden, die nah und doch unerreichbar auf glatter Fläche schwimmen, manch freundliches Geheimnis und liebliches Sommerwunder. Auch andere Seen der Ostmark, wie z. B. der waldumkränzte Gurkasee bei Dvinsk, die Perle des Posener Landes, würden zugleich mit der grünen Insel, die den blinkenden Spiegel belebt, einen großen Teil ihrer Schönheit einbüßen. Meldet uns doch so manches Volksmärchen, so manche Sage von glücklichen Inseln, deren Bewohner noch nichts davon wußten, daß das Leben ein Kampf sei.

An der Südostecke des Gewässers tritt der Laubwald eine ganze Strecke von dem See zurück. Steil fallen die Hügel, die dort höher als sonst aufragen, zu dem Ufer ab und geben uns den Blick frei über das geräumige Talbecken, dessen tiefste Stelle der See einnimmt. Gern

folgt unser Blick der anmutigen Linie des waldigen Ufers bis dorthin, wo wir vordem auf dem alten Friedhof rasteten. Still liegt die weite Fläche des Sees unter uns da. Nur mitunter glitzert's irgendwo hell auf; wahrscheinlich ist's die Spur eines Schwimmvogels, dessen winzigen Körper unser Auge nicht mehr zu erspähen vermag.

Westlich vom Ottominer See reckt sich das Hochland ganz allmählich höher empor, und die Landschaft, die uns umgibt, nimmt bald ein echt kassubisches Gepräge an. Hier, wo sich ein breiter, mooriger Wiesengrund dehnt, hat der Bauer frisch gestrichene Torfziegel zu langen Mauern aufgeschichtet. Jenseits des Torfstichs bedeckt die sandigen Hügel ein schütterer Kiefernwald, der auf einem schmalen Sandrücken seine Vorposten, gemischt mit schwächtigen Birken, bis weit in den Bruch hinabschickt. Vor Zeiten mag diese Erdwelle eine Halbinsel gewesen sein, an der sich die Wellen eines weiten Landsees brachen.

Dann führt unser Weg wieder an ärmlichen Roggenfeldern entlang. Stellenweise bilden die grünen Ackerstücke kleine Inseln inmitten dürftiger Heideflächen, deren steinige Halben nur als Schafweide benutzt werden. „Sand, Sand, nichts als schierer Sand“ meint bedauernd der Weggenos. Doch schon lugt es lichtgrün über den Ramm des nächsten Hügel. Auf dem fruchtbaren Lehmboden, der dort an die Stelle des gelben Sandes tritt, wölben sich mächtige Buchen empor, wie wir sie schöner auch in unseren Mittelgebirgen am sonnigen Main nicht wiederfinden.

Während meiner Schülerzeit besuchten wir die Hochflächen bei Bankau, Sullmin und Löblau am liebsten zu Beginn des Frühlings, wenn aus den Knospen der Birken gelbgrüne Blättchen schüchtern hervorschauen und das Ufer des Wiesenbachs von den Blüten des Hahnenfuß golden glänzt. Die holde Sehnsucht der lauen Apriltage, die uns mit zartgrünem Schimmer reicheres, volleres Blühen versprechen, kleidet diese herbe Hügelandschaft am besten. Dort, wo man den Pflug durch das moorige

Bruchland zog, dunkelt die Brache wie schwarzer Sammet. Dazwischen leuchtet lichtgrün die Wintersaat. Auf den Spitzen der sturmgewohnten Birken, die unserem Wege folgen und sich so weit voneinander entfernt halten, als ob sie sich gezankt hätten und nun nichts mehr von den Nachbarn wissen möchten, singen die Goldammern ihr Frühlingslied, dessen schlichte Weise wegen ihrer beständigen Wiederkehr ordentlich ermüdend wirkt und deshalb vortrefflich zu der weichen, einschläfernden Frühlingsluft paßt.

Auch durch Ortschaften führt unser Weg. Da geht's an stattlichen Herrenhäusern vorüber, die sich so vornehm in die Tiefe stiller Parkanlagen zurückgezogen haben, als wollten sie sagen: „Meine Herren haben nichts gemein mit dem slavischen Volk, das in den Instkaten an der Landstraße hauft.“

Es sieht dort auch traurig genug aus! Die niedrigen Häuten, deren schlecht in Stand gehaltenes Ziegeldach tief herunterhängt, beweisen, daß das Alter nicht immer malerisch zu wirken braucht. Aber das elende Pflaster vor den winzigen Türen rieselt stinkende Fauche, und an Stelle der zerbrochenen Glascheiben hält mißfarbige Pappe den vorwitzigen Wind von den Wohnräumen fern, die fast in dem Erdreich versunken sind. Und doch hat sich der Lenz auch dieser Stätte erbarmt. Die Stachelbeerbüsche in den verwahrlosten Vorgärten tragen schon große Blätter, und der Hahn auf dem dampfenden Misthaufen wird des Krähens nicht müde.

Den Mittelpunkt der Seen- und Berglandschaft der Kassubei bildet der freundliche Marktflecken Karthaus, dessen saubere Straßen und villenartige Häuser sich von den armseligen Dörfern des Hochlandes sehr zu ihrem Vorteil unterscheiden. Dafür ist der Ort aber auch in einem Gebiet von etwa 2750 Quadratkilometern die einzige halbwegs städtische Siedelung.

Hier am waldumrahmten Landsee gründeten gegen Ende des 14. Jahrhunderts Karthäusermönche das Kloster Marienparadies. Man muß es den Ruttenträgern lassen,

daß sie es trefflich verstanden, ihre Klöster gerade an den schönsten Punkten der Ostmark zu bauen. Wenn wir im Weichbilde der alten Klöster wandeln, könnten wir meinen, eine zaubergewaltige Hand habe uns vom baltischen Gestade in die lieblichsten Gauen Mitteldeutschlands versetzt. Wie wir an der sonnigen Bergstraße zu weilen glauben, wenn wir beim Klange der Olivaer Kirchenglocken durch die hohen Baumgänge des Klostergartens schreiten, wie uns an den ehrwürdigen Ruinen auf Cadinens waldiger Höhe Uhlandsche Märchenpoesie umspinnt, so müssen wir uns auch am Gestade des Karthäuser Klostersees schier gewaltsam daran erinnern, daß wir uns im Herzen der vielgelästerten Kassubei befinden. Mächtige Laubbäume bilden den schönsten Rahmen der stattlichen Kirche, die ernst zum Klostersee herüberblickt, dessen stille Fläche uralte Buchen gar friedlich umhegen. Du würdest dich kaum wundern, rastete auf der Bank an dem Seeufer ein greiser Mönch, der sich in sein Brevier mit jener Andacht vertiefte, die sich an so beschaulicher Stätte am leichtesten einstellt. Und wärest du Maler und Poet zugleich, so maltest du auf den Buchenast ob seinem Haupte einen schlagenden Edelfink, denn das Leben und Lieben höret nimmer auf, wenn auch alte Weisfagung verklungen ist.

Eine ganz andere Welt umgibt uns, wenn wir von der nach Berent führenden Chaussee über den Krugsee hinweg nach Karthaus zurückblicken. Groß und frei liegt die Fläche des Sees in sanfter Talmulde vor uns da. Hinter ihr bauen sich, wie Spielzeug aus unseres Erstlings Weihnachtschachtel, die Häuser des Marktfleckens auf, über die der dunkle Wald hinwegschaut, der einen trefflichen Rahmen des Bildes abgibt.

Nur eine kurze Strecke haben wir auf unserer Chaussee südwärts zu wandern, dann blinkt es zwischen den Buchenstämmen zur Linken hell auf. Das ist der Spiegel des Stillen Sees. Ebenso wie den Klostersee umgeben auch ihn prächtige Laubwaldbestände, und doch ist der malerische Eindruck der beiden Gewässer grundverschieden.

Der Durchblick auf die Kirche und das ehrwürdige Alter der Baumriesen an seinem Gestade verleihen dem Klostersee etwas Ernstes, Feierliches. Hier am Stillen See, wo sonnenfreudige junge Buchen bald bis dicht ans Ufer vordringen, bald zwischen sich und der blanken Flut noch für einen schmalen Wiesenraum Platz lassen, atmet die Natur trotz allen Waldfriedens doch auch heitere Lebensfreude, vor allem am hellen Sommermorgen, wenn sich die schwellenden Polster des taufrischen Laubes den wärmenden Sonnenstrahlen wohligh entgegenstrecken und die schimmernde Wasserfläche blinkt und gleißt. Ist's ein Wunder, daß uns bei diesem Anblick der „Jäger aus Kurpfalz“ und sein munteres Reiterlied in den Sinn kommt? —

Doch nicht dieser stille Weiher ist unserer Wanderung Ziel. Den Brodno- und Dstrižsee wollen wir erreichen, tiefeingeschnittene Rinnenseen, denen beim Dorfe Dstriž die Nadaune hurtigen Laufes entströmt.

Als die zurückweichenden Gletscher ihre letzte Verteidigungsstellung im kassubischen Bergland hartnäckig, aber erfolglos zu halten suchten, wühlten sich die südwärts rauschenden Gletschervasser diese breiten Betten, deren ansehnliche Uferhöhen noch heute das Auge des Wanderers erfreuen.

An Größe werden der Brodno- und Dstrižsee von gar manchem der zahllosen Seen übertroffen, die sich zwischen die Hügel des pommerellischen Hochlandes betten, aber den Preis der Schönheit möchten wir gerade ihnen zuerkennen. Nicht selten wird gerade durch die Größe unserer Landseen ihre ästhetische Wirkung am meisten beeinträchtigt, da ihre Randhöhen zu niedrig sind, um hinter einer Wasserfläche von fünf, sechs Kilometern Breite noch wuchtig und groß zu erscheinen. Hier am Brodno- und Dstrižsee ist das Verhältnis zwischen der Breite des Sees und der Höhe der Randberge das denkbar günstigste. Viel schmaler dürften die Wasserbecken nicht sein, da sie sonst einem Flusse gleichen, und ebenso wenig möchten wir ihre Uferhänge weiter auseinander-

rücken, weil wir dann den Dstriž- und Brodnosee nicht mehr als echte, rechte Bergseen bezeichnen könnten.

Wir wandern am Ostufer des Brodnosees südwärts. Rechts senkt sich der Weg noch etwa 20 Meter zu dem baumumkränzten Gestade, links schwellen die Hügel leicht doppelt so hoch empor. Hin und wieder haben wir einen schmalen Waldstreifen zu durchqueren, sonst geht's zwischen Feldern und Weideland dahin. Schwarzbunte Rübe rupfen an den Heidekräutern und versperren gerade unseren Pfad. Ein lauter Zuruf, und sie flüchten mit ungeschickten Sprüngen bergab.

Frischer Wind weht vom See her und läßt weiße Schaumkronen an den Wurzeln der Erlen versprühen. Anderthalb Kilometer mag die Fläche breit sein, die uns von dem gegenüberliegenden Ufer trennt, dessen Höhe wir auf sechzig bis siebenzig Meter schätzen. Weithin folgt unser Blick dem freundlichen Hange, an dem Waldflecken, Heide- und Getreidefelder in bunter Folge miteinander abwechseln. Sie verleihen damit diesen Uferhöhen ein anmutiges Leben, das ihnen deren Bodengestalt allein nicht zu schenken vermöchte.

Noch viel malerischer gestaltet sich die Landschaft an der Landenge, die Brodno- und Dstrižsee voneinander trennt. Unregelmäßig verteilen sich die Häuser des Dorfes Dstriž über die Berghänge am Seeufer, bald umfriedet von einem ärmlichen Obstgarten, bald versteckt unter einer uralten Linde. Und während das Westufer des Brodnosees einem mächtigen, in gleichmäßiger Höhe verlaufenden Damm gleich, reiht sich hier am Dstrižsee ein dunkler Waldberg an den anderen. Aber sie hinweg schaut die blauschwarze Kuppe des 331 Meter hohen Zurnberges, der nur 2 Kilometer von dem See entfernt ist, düster und feierlich zu uns herüber.

Dst genug wird die Ähnlichkeit der baltischen Hügelländer mit dem deutschen Mittelgebirge viel zu stark betont. Hier haben wir einmal Höhenwerte vor uns, wie man sie etwa im Teutoburger Wald oder im Fränkischen Jura wiederfindet. Aber laßt uns mit euren Vergleichen

in Ruhe! Wo fändet ihr denn im deutschen Mittelgebirge ein Landschaftsbild, auf dem sich so anmutige, buchtenreiche Seen zwischen blauschwarze Waldberge drängten? — Ihr mögt im Böhmerwald Umschau halten, im Schwarzwald oder in der Eifel: überall werdet ihr erkennen, daß die Moränenseen unserer Baltischen Seensplatte nur sich selber gleichen.

Südtlich von der Stelle, wo die rasche Radaune dem Dstřížsee entströmt, legen wir uns am flachen Sandufer zur Ruhe nieder. In unserer Nähe plätschern übermütige Knaben. Ihre Gespräche verraten uns, daß auch das entlegene Dstříž von städtischen Gästen als Sommerfrische benutzt wird.

Träumerisch schauen wir hinaus auf die weite Fläche. Blinkende Sonnenlichter glitzern auf den hüpfenden Wellen. Ihr rastloses Spiel läßt uns die Ruhe der Waldberge noch tiefer empfinden. Umsonst sehen wir uns nach einem raschen Segel, nach eines Fischers Ruderbarke um. Nur ein paar Wildenten fischen weit draußen im See, dem Geschoß des Jägers schon unerreichbar.

Unsere Lagerstätte am Ufer ist ein so prächtiger Mastort, daß wir uns nur ungern von ihr trennen.

In dem Dorfe Dstříž erregt besonders ein kassubisches Wohnhaus, das dicht an der breiten Landstraße steht, unsere Aufmerksamkeit. An der linken Seite der Vorderwand enthält es eine offene Laube, die auf einem einzigen Balken ruht, der die Ecke des Dachgeschosses trägt. Das Innere dieses Hauses besteht aus Küche, Wohnstube und Kammer. Wohnstätten, die nur ein einziges Gemach enthalten, findest du nur in den ärmsten Gegenden der Provinz, am ehesten noch in manchen Teilen der Tucheler Heide. In neuester Zeit hat der Lehrer Gulgowski in Sanddorf bei Berent ein kassubisches Wohnhaus käuflich erstanden und zu einem kassubischen Volksmuseum ausgestaltet. Dort sehen wir einen malezischen Kochkamin, den weit in die Stube ragenden Ofen aus Topfkacheln, der von der Küche aus geheizt wird, und eine reiche Sammlung kassubischer Acker- und

Fischereigeräte. Neben mächtigen Hauben und seltsamen Trachtenstücken erblicken wir allerlei selbstgefertigten Urväterhausrat, den die billige Fabrikware unserer Lage längst verdrängt hat, und sorgfältig gestickte Decken zeigen uns, daß auch dieser slavische Stamm, dessen Namen der Deutsche oft genug als Schimpfwort gebrauchte, bei den Erzeugnissen seines Hausfleißes Kunstfinn und Schönheitsgefühl betätigt hat.

Jenseits der Ortschaft wird unser Weg immer romantischer. Der Buchenwald, der die Höhen krönt, steigt bis zum Gestade des Sees hinab, zu dessen Flut die Zweige der Baumriesen tief herniederhängen. Nur hin und wieder bilden sanfte Mulden, in denen handbreite Wasserfäden herniederrieseln, schmale Lichtungen in dem alten Hochwalde. Wanderst du im Mittsommer an ihnen vorüber, so begrüßt dich wohl das entrüstete Geschnatter der vorlauten Gänse, deren schlohweiße Leiber sich von dem sattgrünen Waldrasen beinahe allzu scharf abheben.

Und doch ist's nicht der prächtige Laubgang am Seegestade, der den Hauptreiz dieses Bildes ausmacht. Ähnliche Wege finden wir an manchem pommerellischen Landsee; auch an dem vielgerühmten Gurlasee, wo die Posener ihre sommerlichen Feste feiern, sieht es fast ebenso aus. Dennoch wirkt dort die ganze Landschaft bei aller Anmut viel flacher und unpersönlicher, da die trotzig aufragenden Waldberge fehlen, welche diesem Bilde seinen Ernst und seine Größe verleihen.

Weil der Schienenstrang, welcher Karthaus mit Berent verbindet, stellenweise dicht am Dstřížsee entlangführt, darf sich selbst der eilige Reisende des waldbumkränzten Bergsees freuen. Da legt denn wohl der nachdenkliche Kaufmann Bleistift und Merkbüchlein zur Seite, die geschäftige Matrone läßt den Strickstrumpf ruhen, und die gesprächigsten Nachbarn verstummen und gönnen der Mutter Natur das Wort, die hier so eindringlich zu dem empfänglichen Menschenherzen redet.

Während für die Moränenlandschaft das anscheinend regellose Durcheinander von öden Sandhalden und frucht-

baren Lehminseln bezeichnend ist, dehnen sich südlich der großen Endmoränenzüge weite Gebiete welligen Landes, die von den Schmelzwässern der eiszeitlichen Gletscher mit einer tiefen Sandschicht überschüttet worden sind. Diese Sandirs, wie sie der Geologe nennt, gehören zu den ärmlichsten Teilen des deutschen Ostens. Nur die Kiefer findet dort ihr Fortkommen, obgleich sogar dieser anspruchslose Baum in den schlimmsten Sandrevieren sein Leben kümmerlich genug fristen muß, und bildet jene endlosen Heidewälder, von denen die Tucheler Heide am bekanntesten ist.

### Eine alte Hansestadt.

Ein heißer, endloser Mittsommertag ging zur Küste. Nun leuchtet vom Westhimmel rotglühender Abendschein in die Danziger Breitgasse, daß die Scheiben des Krantors, daß sie von der Mottlau trennt, funkeln und glühen. Ein rechter, sommerlicher Feierabend ist's. Kein Windhauch bewegt die Luft zwischen den schmalen Giebelhäusern, deren Bewohner die Fenster sperrangelweit aufgerissen haben, nach Kühlung lechzend.

Von unseren Altvorderen ist es dem Sommer nicht leicht gemacht worden, auf dunkeln Gängen schattige Höfe zu erreichen und in die lichtscheuen Erdgeschosse der himmelhohen Häuser zu schauen, zu denen kein Sonnenstrahl den Weg findet. Noch vor wenigen Wochen erinnerte dich ein mißfarbiger Hügel auf dem Hofe des Nachbarhauses an den wilden Schneesturm, der in der zweiten Aprilwoche über das ergrünende Land fegte, und aus den hohen Dielen hauchte es so kühl und feucht, als wollten dich die Geister der Vorzeit das Grufeln lehren. Doch der Sommer ließ sich nicht abweisen. Mit jedem Tage schaute die Sonne früher in dein Schlafgemach, und je höher sie selbst an dem Himmel emporstieg, desto steiler sandte sie ihre Strahlen in die abgrundtiefen Höfe hinab. Vergebens hatten sich die Mäuse in

der dämmerigen Küche des reichen Rheders, deren blauweiße Wandkacheln an eine Reise seines Großvaters nach dem gewerbfleißigen Holland erinnern, in den düsteren Wintertagen dessen getröstet, daß die Küchenfenster nach Norden gehen. An einem schönen Maientage füllte der Sonnenglast, den die Fenster des gegenüberliegenden Seitenhauses zurückwerfen, das sonst so dunkle Gemach mit einer schier unirdischen Klarheit, so daß die Erzväter auf den holländischen Kacheln ganz erstaunte Gesichter machten und somit den Küchenmägden das gelehrte Gespräch über Abraham und Sarah recht nahelegten.

Wie doch der warme Sommerabend die Bürger zusammenführt! An allen Fensterbänken lehnen feiernde Menschen, und manch Scherzwort, manche bedächtige Rede wird mit den Nachbarn gewechselt. Drunten auf der Gasse lärmen die Kinder. In ihr Jauchzen hinein tönen die hellen Rufe der Turmschwalben, die noch über den spitzen Giebeln im durchsichtigen Ather schwimmen, wenn auch die Nacht schon aus den dunkeln Mauerwinkeln lugt und die Laterne unter der schattigen Linde heller aufglimmt.

Gar manches Mal saß ich an solchen Abenden, müde vom Laufen und Lärmen, mit frohen Spielgefährten auf der Schwelle meines Elternhauses und genoß ohne rechtes Bewußtsein das hohe Glück, in einer Stadt aufzuwachsen zu dürfen, in der auf Schritt und Tritt die Geschichte unserer Väter zu uns spricht. Hatten wir das Plaudern satt, so war es nicht der schlechteste Entschluß, noch einmal auf der langen Brücke Umschau zu halten, denn Schiffe und Schiffer werden einem rechten Sohne der Wasserlante niemals zum Überdruß. Das laute Treiben des Tages war dann verhallt, und ernst, beinahe feierlich ragten hinter der stillen Flut der Mottlau, die dunkel und glanzlos wie eine Platinscheibe dalag, die mächtigen Giebel der Speicher zum Himmel empor. Neben uns wandeln Spaziergänger auf dem Bohlenwerk hin und her. Sie hoffen hier am Flusse Kühlung zu finden und lassen sich deshalb auch das unmelodische Getön der

Ziehharmonika, welche ein Oberkahnschiffer mit echt norddeutscher Zähigkeit handhabt, wohl oder übel gefallen. Auf dem Huller Kohlendampfer, der gerade gegenüber dem Frauentor an der Speicherinsel vertaut liegt, sind ein paar Matrosen eben dabei, die vorgeschriebenen Lichter anzuzünden, deren Widerschein auf das träge Gewässer helle Kreise und Kringel zeichnet. Plötzlich läßt eine Dampfpeife ihre schrillen Pfiffe ertönen. Es ist der Neufahrwasser Dampfer, der an der Langen Brücke seine reiche Fracht durcheinanderwimmelnder Menschlein absetzt, die aus der dumpfen Stadt an das windumwehte Gestade der Ostsee geflüchtet sind. Merkst du's den roten Wangen und straffen Bewegungen der Buben und Mädchen nicht an, wie wohl ihnen der frische Hauch der Salzflut getan hat? Wenn ihnen die stickige Luft der elterlichen Wohnung entgegenschlägt, werden sie es gar nicht glauben wollen, daß seit ihrem Fortgange alle Türen und Fenster offenstanden.

Jahraus, jahrein führte mich mein Weg über die dünnen Bretter der Langen Brücke von der Breitgasse zu dem Städtischen Gymnasium meiner Vaterstadt, und immer wieder gab es an dem Ufer des Flusses etwas Neues zu sehen, macht es doch ein richtiger Bube wie der wackere Mathias Claudius und bereichert den Kalender um manchen Festtag, für den kein Heiliger zur Verantwortung gezogen werden darf. War es etwa kein wichtiges Ereignis, wenn an einem Spätherbstmorgen die ersten Eischollen auf der Mottlau schwammen und der Ziegelbrocken, den des Knaben Hand auf die dünnen Scheiben schleuderte, den blinkenden Kristall nicht mehr zererschmettern konnte? — Oder wenn eines Tages die Fährleute am Krahnator ihren breiten Fährprahm nicht mehr mit Spizhacken von seinem festen Eisgürtel befreien und dafür Bretter auf die Eisdecke legten, um den Fußgängern ihren Weg zu weisen? Lange genug lag mitunter der Fluß in den winterlichen Banden, aber schließlich nahm die Kälte doch ein Ende. An einem hellen Februararmorgen quoll uns zum erstenmal eine Fülle

von Sonnenlicht durch das enge Krahnator entgegen, und die warme Frühlingssonne hatte den winzigen Schleppdampfern endlich den Mut gegeben, sich als gewaltige Eisbrecher aufzuspielen. Dann pflegten auch die Nordweststürme des Frühlings nicht mehr lange auf sich warten zu lassen. Sie stauten das Wasser der Mottlau mitunter so hoch empor, daß der Bohlangang an der Speicherinsel bereits überflutet wurde. Wir übermütigen Buben wähten dann schon den Tag gekommen, da wir in unserer lieben Breitgasse im Wasser plätschern könnten, und zerdrückten eine Träne der Enttäuschung, wenn die Flut wieder zu fallen begann, ohne daß wir einen solchen Festtag erlebt hatten. Aber trotz alledem war es doch an der Danziger Langen Brücke und auf der Speicherinsel auch im warmen Sommer am allerschönsten. Schiffe kamen und Schiffe gingen dann in raschem Wechsel. Zu Zeiten war für sie an den langen Bollwerken kaum Platz genug. Kaum hatte der englische Dampfer die Haltetau gelöst, so beeilte sich schon ein norwegisches Barkschiff, seine Stelle einzunehmen, und für die plumpen dänischen Kutter, die Bornholmer Pflastersteine gebracht hatten und nun mit Kleie nach Könne zurückkehren sollten, blieb nur ein Plätzchen in der zweiten Reihe übrig.

Wir halbwüchsigen Buben behandelten alle jene Fremdlinge, als wären sie unsere besonderen Gastfreunde, und wurden auch nur selten mürrisch von Bord gewiesen. Hatten wir heute auf einem norwegischen Schoner in dürrem Stockfisch geschwelgt, dem der Schiffsbock nur eine entfernte Ähnlichkeit mit menschlicher Nahrung zu verleihen wußte, so vertraute uns morgen vielleicht der dänische Kapitän seine Zolle an, auf der wir ein Stündchen herumrudern durften.

Nur mit den stämmigen Sackträgern, den berühmten Danziger Bowken, gaben wir uns nicht ab. Als Landratten und Landsleute erschienen sie uns dazu viel zu prosaisch, obgleich sie stattlich genug auftraten und zu ihrem Teile bewiesen, daß der völkerverbindende Handel allen seinen Dienern Selbstbewußtsein und Freiheitsliebe zu

verleihen pflegt. Damals zählten die Danziger Bowken, deren Arbeit heute von billigeren Maschinen geleistet wird, noch nach vielen Hunderten. Zur Mittagszeit und am Feierabend erfüllten sie die winkligen Ausbauten und Hinterhäuser der Köpfergasse, welche der Mottlau ihr Reich streitig machen wollten, mit geräuschvollem Leben und Tabaksqualm, und die Danziger Bürger erzählten sich mit frommer Scheu, welche ungeheure Mengen des malzreichen Puziger Bieres dort von den allzeit durstigen Gesellen vertilgt würden.

Ging es an schönen Sommertagen im Hafengebiet mitunter recht lebhaft her, so war es in den Gassen der alten Stadt dafür um so stiller. Von dem geräuschvollen Verkehr, der heute besonders die Langgasse durchflutet, war vor dreißig oder vierzig Jahren noch wenig zu spüren. Die Fuhrwerke, welche die Verbindung mit den Vororten aufrecht erhielten, standen damals noch vor dem Hohen Tor, und ebenso fehlten auch die zahllosen Gefährte, mit denen heute Warenhäuser, Bäckereien, Brennölhandlungen u. a. m. der Rundschaft ihre Waren zuführen. Die Leute, die wir heute auf der Straße zu sehen bekommen, suchen rasch irgendein Ziel zu erreichen, und lassen sie es sich einmal einfallen, auf dem Bürgersteig ein längeres Gespräch zu beginnen, so ist auch bald ein Schutzmann zur Hand, der sie zur Eile mahnt. In den Tagen unserer Väter hatten manche der schmalen Danziger Gassen, die durch Beischläge und Vorbauten noch weiter eingeengt wurden, eigentlich mehr das Gepräge von Hofplätzen als von Verkehrsstraßen. Nicht nur den Kindern, denen die Straße Hof und Garten ersetzen mußte, war der Aufenthalt auf den Gassen Selbstzweck. Während des ganzen Sommers nahmen manche Familien auf dem blumengeschmückten Beischlag beinahe alle Mahlzeiten ein, und viele Kaufleute betrachteten es fast als unliebsame Störung, wenn der Besuch eines Käufers sie zwang, ihr Lieblingsplätzchen vor der Ladentüre zu verlassen, wo man so gut mit den Nachbarn plaudern konnte. So wird es erklärlich, daß man



Danzig: Langer Markt



Danzig: Lange Brücke

den engen Lören, welche die einzelnen Stadtteile voneinander trennten, noch bis ins letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ihr Dasein gönnte. Und wenn sich dort wirklich einmal zwei Lastwerke so ineinander verfuhrten, daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnten, so war das homerische Wortgefecht der ergriminten Kutschler, die sich gegenseitig die Schuld an dem Mißgeschick zuschrieben, für alle Nachbarn eine rechte Ehrenweide, die ihnen die kostspieligeren Vergnügungen unserer Lage ersetzen half. Manch zartbesaitete Frauenseele überkam ein banges Gruseln, wenn nach der Entwirrung des Knäuels der Abschiedsgruß der Zürnenden: „Komm do mi na de Ohr (Ohra), bi dat rode Hahnke“ eine blutige Entscheidung des Zwistes an anderer Stätte in Aussicht stellte. Ebensovienig wie es zu Cäsars Zeiten einen vernünftigen Zweck gehabt hätte, Germanien mit einem engmaschigen Netz kostspieliger Kunststraßen zu überziehen, ebensovienig brauchten die Hansen im 16. und 17. Jahrhundert bei dem Entwurf der Stadtpläne mit Ansprüchen des Verkehrs zu rechnen, die erst viele Menschenalter später erhoben werden konnten.

Wie engmaschig das Danziger Straßennetz ist, können wir schon daraus ersehen, daß in die Breitgasse, an der etwa 120 schmale Giebelhäuser aufgereiht sind, vierzehn Querstraßen münden. Wenn wir Buben einander haschten, umlief der Verfolgte oft genug zwei oder drei der durch diese Querstraßen gebildeten Häuserblöcke, um wieder das schützende „Mal“ zu erreichen, hatte er doch dabei kaum zwei bis dreihundert Meter zurückzulegen. Die Söhne der älteren Stadtteile hatten sich an diese enge Bauweise so gewöhnt, daß sie in der weitläufiger angelegten Niederstadt niemals recht heimisch wurden.

Auch in der City der ostpreussischen Hauptstadt finden wir ein engmaschiges Netz alter Straßen, doch nimmt es dort nur einen viel kleineren Teil der ganzen Siedelung ein, die vielfach mit einer Raumverschwendung angelegt ist, welche den Danziger in Erstaunen versetzt. Die bedeutendere Größe Königsbergs erhellt schon aus

der Bemerkung, daß der Schloßteich, nach Danzig verlegt, dort von der Petrikirche beinahe bis zur Stadtbibliothek reichen würde, und daß auf dem Königsberger Viehmarkt ein ansehnlicher Teil der Danziger Rechtstadt Platz fände.

Daß die Danziger Rechtstadt so eng und winkelig ausfiel, ist nicht nur auf die Bauweise der Hansen, sondern ebensogut auf Platzmangel zurückzuführen. Sollte auf dem schmalen Raum zwischen dem Abhang der pomerellischen Höhe und der Mottlau eine vollreiche Siedelung entstehen, so durften die Bürger nicht allzuviel Ellenbogenfreiheit beanspruchen. Ganz und gar konnte man aber die Sehnsucht nach Luft und Licht in ihrer Brust doch nicht ertöten, und da sich in den Danziger Gassen kein so lebhafter Wagenverkehr abspielte, daß es noch besonderer Bürgersteige bedurft hätte, reichte sich zu beiden Seiten des Fahrdammes ein Weischlag an den anderen, um die Hausbewohner für das fehlende Gärtchen zu entschädigen.

Ein solcher Weischlag ist eine erhöhte Plattform, welche die ganze Breite des Hauses einnimmt. In der Regel wurden die benachbarten Weischläge, deren Höhe über dem Fahrdamm recht verschieden sein konnte und zwischen dreiviertel und anderthalb Meter zu schwanken pflegte, durch übermannshohe Mauern getrennt, welche die feiernden Bürger vor zudringlichen Blicken schützen sollten. Auf der Krone dieser Trennungsmauern wurden die Dachrinnen weitergeführt, die oft in kunstvoll gearbeiteten Wasserspeiern endeten. Zu der steinernen Plattform führten nicht allzu breite Treppen hinauf, bei deren schmiedeeisernem Geländer mächtige Steinkugeln nicht selten die stützenden Pfähle ersetzten. Neben der Treppe blieb dann noch Raum genug für eine Brüstung, die bald aus prächtigem Gitterwerk, bald aus einer mächtigen Steinplatte bestand, die von einem Künstler mit zierlichen Reliefs geschmückt war. Unter dem Weischlag reichte der Keller des Hauses bis an den Fahrdamm, so daß unsere handeltreibenden Ahnen diesen malerischen

Terrassen auch eine beträchtliche Vergrößerung der Lageräume zu verdanken hatten. Blumenkästen mit türkischen Bohnen, buntblühenden Winden und wildem Wein halfen den Weischlag in ein freundliches Gärtchen verwandeln, zu dem die blütenbeladenen Äste der alten Linden, deren Kronen in den engen Straßen kaum Platz fanden, schwer herniederhingen. So erinnerten die Gassen der nordischen Stadt am lichten Sommerabend, wenn die Strahlen der Abendsonne die westöstlich gerichteten Hauptstraßen mit blendendem Licht erfüllten, den fremden Besucher an ferne Stätten des Südländs, wo klimmende Reben luftige Altane in trauliche Lauben verwandeln.

Ganz folgerichtig verschwanden die altherwürdigen Weischläge zuerst in so lebhaften Straßen, wie es die Langgasse ist. In ihren nördlichen Parallelstraßen können wir sie noch heute bewundern, und zwar besonders in der Nähe der Langen Brücke, wo der Fußgänger nur selten von einem raschen Gefährt beiseite gedrängt wird. Dort versah man sogar die neuen Häuser mit terrassenartigen Vorbauten, die ihrer ganzen Art nach allerdings nur wenig mit den alten Weischlägen gemein haben, welche ja einen wesentlichen Bestandteil des alten Einfamilienhauses bildeten.

Zimmerhin können wir uns in der Nähe des Brodbänken-, Frauen- und Heiligengeisttores noch recht gut in die Lage zurückversetzen, da die himmelhohen Giebelhäuser im Jugendglanze prangten, d. h. in die Zeit, da der Westen unseres Vaterlandes von dem Dreißigjährigen Kriege heimgesucht wurde. Der Renaissancestil dieser schmalen, fensterreichen Giebel, der bei allem heiteren Gepränge doch nur selten überladen wirkt, ist auf dem Umweg über die Niederlande in unsere deutsche Ostmark gekommen. Wie man vordem in Danzig gebaut hatte, zeigen uns die gotischen Wohnhäuser, denen man noch hier und da begegnet. Als sie sich noch Straßen auf, Straßen ab aneinanderreiheten, mag das alte Danzig recht ernst und feierlich ausgesehen haben, so daß wir die Begeisterung, mit der die lebenslustigen Kaufherren

die neue Bauweise der Holländer begrüßten, wohl verstehen können.

Es ließe sich auch nur schwer eine Fassade ersinnen, die dem Wesen des deutschen Bürgers besser entspräche als dieser Danziger Renaissancegiebel, kann doch bei seiner Ausschmückung der einzelne Bauherr ganz und gar seinen Neigungen folgen, so gleichförmig uns auch die Häuserreihen auf den ersten Blick erscheinen mögen. Und ist es nicht der höchste Ruhm unserer bürgerlichen Ahnen, daß sie bei aller Unterordnung unter das Gemeinwohl ihre persönliche Eigenart zu bewahren wußten? —

Nicht an allen Orten zeigten die späten Enkel der Hansen das gleiche Streben nach Raum und Bewegungsfreiheit. Dieselben Danziger, welche die blumenumrankten Beischläge als lästige Hindernisse des Verkehrs beseitigten, verunstalteten die stattlichen Wohn- und Prunkgemächer ihrer Väter durch allerlei „Hangeetagen“ und spanische Wände, um in dem alten Hause, das doch nur für eine Familie bestimmt war, nunmehr eine wimmelnde Menschenmenge beherbergen zu können. Nur im Up-hagischen Hause, einem Patrizierhause, der als eine Art Museum in seiner früheren Gestalt wiederhergestellt worden ist, und in ein paar anderen Giebelhäusern, die dauernd in dem Besitz angesehener Familien geblieben sind, vermögen wir uns eine richtige Vorstellung von den Wohnstätten der hanfischen Kaufherrn zu bilden; die meisten Häuser hat man, so gewaltsam und barbarisch man auch dabei vorgehen mußte, in ungemütliche, licht- und luftlose Mietskasernen verwandelt.

Betriff der Fremdling ein altes Danziger Patrizierhaus, so nimmt ihn die hohe, mit allerlei Schnitzereien und mächtigen Schränken geschmückte Diele auf, welche die vordere Hälfte des Erdgeschosses ausfüllt. Hinter ihr liegt die Arbeitsstätte des Hausherrn, die schattige, kühle Schreibstube, in der emsige Federn die Briefe der polnischen und englischen Geschäftsfreunde beantworten.

Doch hier ist nicht der Ort, einen geehrten Gast zu empfangen. Mit freundlicher Handbewegung läßt dich

dein Wirt ein, zu dem Prunkgemach im ersten Stockwerk emporzusteigen.

Solch einen stattlichen Raum hättest du in dem schmalen Hause kaum vermutet. Blendendes Sonnenlicht flutet durch die drei hohen Fenster und zeichnet ihr enges Stabwerk auf den glänzend lackierten Fußboden. Obgleich das Gemach gar nicht so groß ist — bei sieben Meter Breite und zehn Meter Länge mag es kaum fünf Meter Höhe besitzen — wirkt die ungesuchte Harmonie dieser Zahlen zugleich freundlich und gemessen, als wollte dich schon der Empfangssaal darüber belehren, daß ein hanfischer Kaufmann auch ohne des Kaisers Adelsbrief ein Herr von Stande sei.

Im zweiten Stockwerk und in dem Seitengebäude, das auf den schmalen Hof hinausgeht, liegen die Wohnzimmer und die Wirtschaftsräume. Das dritte Geschoss und die Kammern unter dem schrägen Pfannendach dienen dagegen als Lagerstätten für allerlei Waren, die der Hausherr nicht in den Speicher auf der Flußinsel schaffen ließ, weil er sie aus irgendeinem Grunde in seiner Nähe wissen wollte.

Was haben nun die Späteren aus diesen hanfischen Häusern gemacht, in denen jedes Mitglied der Familie, unbeengt vom lieben Nächsten, sich seines Lebens freuen durfte? In den hohen Hausflur bauten sie eine kaum sechs Fuß hohe Hangeetage. Ihr Boden hängt so tief herab, daß der Eintretende ängstlich die Entfernung bis zu der niedrigen Decke mißt, und daß kein Lichtstrahl mehr den Weg zu der früher so stattlichen Treppe findet. Die hohen Zimmer, deren feinsten Reiz in ihren rein und edel zusammenklingenden Massen bestand, sind durch spanische Wände in mehrere Gemächer geteilt. Nicht selten wies man jedem der neu entstandenen Räume anderthalb Fenster zu, so daß die trennende Wand gerade an dem Mittelbalken des Fensterkreuzes endet. Auch das dritte Stockwerk wurde in eine Wohnung verwandelt, und in dem Dachgeschoss haben Handwerker ihre schmutzigen Werkstätten aufgeschlagen. So kam, dank der Hange-

etage, noch eine Wohnung mehr zustande als das Haus ursprünglich Stockwerke besaß, aber wehe den Armen, die in diesen Räumen Unterkunft fanden.

Mit Recht mag der Mann, welcher seine Landsleute im gartenumhegten Einfamilienhause unterbringen will, auf die Mietskasernen unserer Großstädte schelten. Denn noch werden sich deren Bewohner gegenüber den Leuten, die in solchem verbauten Giebelhause leben, wie im Paradiese vorkommen, denn dort wurde doch wenigstens von vornherein auf die Bedürfnisse der einzelnen Mieter Rücksicht genommen, während hier der unerbittliche Dämon Grundrente jeden erbarmungslos in sein Prokrustesbett zwingt. Nicht selten bekommt man wohl von alten Danzigern zu hören, sie hätten diese oder jene Wohnung nicht mieten wollen, weil sie nicht wüßten, wie man dereinst ihre Leiche aus dem Hause schaffen würde. Danach kann sich der Westdeutsche eine Vorstellung machen, mit wie steilen, winkeligen Treppen sich die Bewohner vieler Danziger Giebelhäuser begnügen müssen.

Lange genug währt es ja, bis die Sommerhitze den Weg in die tiefen Höfe und schmalen Gänge findet. Wenn es ihr aber erst einmal geglückt ist, dann wird der Aufenthalt in den eng gebauten Quartieren, denen kein Windhauch Kühlung spendet, mitunter zur rechten Qual. Früher mochten dann der Hausherr und die Seinen auf dem traulichen Beischlage in des Wortes wahrstem Sinn „Luft schnappen“. Heutzutage sind die Beischläge, die den Stürmen der Zeit getrotzt haben, viel zu klein, um der vielköpfigen Menschenschar, die man in dem schmalen Hause zusammengesperrt hat, als Erholungsstätte zu dienen. Da haben sich denn die Bewohner der winkeligen Häuserblöcke vielfach dadurch zu helfen gesucht, daß sie die Dächer von Seiten- und Hinterhäusern in hängende Gärten verwandelten, wo unter Umständen sogar Fliederbäumchen blühen und Stachelbeerbüsche ihre süßen Früchte reifen. Mag's hier auch schwül und dunstig sein, in den durchglühnten Gemächern ist es noch schlimmer, und wenn erst die Fledermäuse um die Schornsteine geistern, wird

kühlerer Nachtwind die Lichter der bunten Lampions zucken und flackern lassen.

Und doch weiß selbst in diesen engen, mauerumfriedeten Gassen die freie Natur zuzeiten ihr Herrscherrecht unwiderstehlich geltend zu machen.

Schwer und bleiern liegt der Sonnenglast auf dem durchglühnten Pflaster; schier betäubend duften die Blüten der Linden. Da lugt über das steile Dach des Krahntores ein dunkler Wolkenzipfel, silbern umrandet. Schril-ler ertönen die Rufe der Mauersegler, und die Wipfel der Linden regen sich schreckhaft, als würden die Äste von Kobolden geschüttelt, die sich im Laube versteckt haben. Aus dem kleinen Wolkenhügel hinter dem Krahntor ist schon ein riesiges Gebirge geworden, das rasch zum Zenith emporwächst. Und plötzlich fällt die Windsbraut tobend hinab in die duftenden Linden, die sie zu formlosen Besen ballt und staucht und schüttelt, daß zollstarke Zweige mit den Staubwirbeln davonfliegen. Überall schließt man Türen, Fenster und Luken. Und sogleich zeigt es sich, daß diese Eile nothat. Rauschende Wasser entstürzen dem nächtigen Himmel. Nur Sekunden währt es, dann vermögen Rinnen und Wasserpeier die Flut nicht mehr aufzunehmen, die in fußdicken Strahlen weit in die Gasse geschleudert wird. Dazwischen grollt der Donner, zucken die Blitze.

Aber strenge Herren regieren nicht lange. Schon bricht die Sonne durch's Gewölk und läßt über dem Hagelsberge den schönsten Regenbogen aufleuchten. Sanfter rieselt das Raß. Nur in den Kinnsteinen rauscht und gurgelt es noch, daß die barbeinige Brut der Gasse die kurzen Hosen hoch hinaufzieht, ehe sie fauchzend in den braunen Schlammstrom hineinwaltet. Da klirrt auch schon ein Fenster nach dem anderen. Alles freut sich der köstlichen Frische. Selbst der alte Korbmacher uns gegenüber kommt aus seiner Werkstatt hervor, um sich vor der Haustür des lieblichen Wunders zu freuen, daß den Himmel und die Erde verwandelt hat. Dabei merkt er gar nicht, daß er mit dem linken Hauschuh in einer

tiefen Pfütze steht. Wieder duften die Linden, schrillen die Turmschwalben, und der dicke Gaul vor dem Brauerwagen wiehert so wohligh, als träumte er von den Tagen seiner Jugend, da er sich noch auf Jütlands Weiden tummeln durfte.

Wie anders muten uns die Danziger Gassen an, wenn der Schneesturm weiße, wehende Wolken längs der hohen Giebel dahinpeitscht. An den Häusern der südlichen Straßenseite, gegen die des Nordsturms Gewalt unermüdlich die eisigen Körner schleudert, hat jedes Ornament, jeder Fries einen Überzug von Schnee erhalten, und bei der leichtgeschürzten Venus, welche die steinerne Brüstung des Beischlags ziert, hat der rauhe Boreas sogar die Rolle des Sittlichkeitskommissars übernommen. Nur ihr pausbäckiges Antlitz schaut noch seltsam verzagt und betränt unter dem weißen Mantel hervor. Warum blieb sie auch nicht auf dem meerumblauten Eiland des fernen Südmeers? — Wer am baltischen Strande überwintern will, muß sich schon besser mit Wollzeug und Rauchwerk versehen haben. Allgemach legt sich der Sturm, aber die weißen Flocken fallen nur dichter und dichter. Jede Steinkugel an den breiten Treppen, jeder Wasserspeier über den Beischlägen und jeder Lindenast erhält eine hohe Schneekappe, und Mägde und Hausknechte müssen emsig die Hände rühren, um den Weg zu der Haustüre frei zu halten. Schier unmerklich wird der trübe Tag zur schneehellen Nacht. Höher und höher schwillt die Schneedecke empor. Schon verschwinden unter ihr die steinernen Stufen, die zu den Beischlägen emporführen, und um den Handwagen, den der Bierverleger vor der Kellertür stehen ließ, hat sich ein seltsames Gebirge aufgetürmt.

Endlich um Mitternacht teilen sich die Wolken, und neugierig blickt der gute Mond zu der weißen Märchenpracht hernieder. Kein Windhauch regt sich mehr, kein Laut stört den geheimnisvollen Frieden der Winternacht. Wie Jungfrauen im bräutlichen Schmuck harren die stillen Gassen der Morgensonne, welche die

schimmernden Dächer und Türme in rosige Gluten tauchen soll.

Unbequem genug wohnt es sich ja in den uralten Häusern, daran läßt sich nicht rütteln, und doch ist's ein eigen Gefühl, unter einer Decke zu schlafen, zu der schon manch brechendes Auge emporgeschaut hat. Da wird es uns klar, daß der einzelne nur ein Glied ist in einer endlosen Kette. Wieviel selige Brautpaare, die zwischen diesen Mauern sich ein endloses Glück erhofften, schlummern schon seit Jahrhunderten auf den alten Friedhöfen, an denen der Nadaune rastlose Welle vorüberhastet, und doch bringt jedes Jahr einen neuen Lenz, und in jedem Mond trägt man junge Erdenbürger zu dem ehrwürdigen Taufbecken der Marienkirche. Glück und Leid wirken in diesen alten Häusern anders, weil sie sich von einem größeren Hintergrunde abheben. Selbst Freund Hein setzt eine friedvolle Miene auf, wenn er in den dämmerigen Gemächern Umschau hält, und nickt wie ein alter Bekannter, wenn seine Knochenhand zu der Klinke greift. „Ihr wißt ja, daß ich kommen muß, wenn die Zeit erfüllet ist. Manches Mal war ich schon hier, manches Mal werde ich mich noch fürderhin einstellen. Doch was macht's. Neues Leben füllt das alte Gehäuse.“

Als den architektonischen Glanzpunkt der schmucken Hansestadt dürfen wir wohl den Langen Markt bezeichnen, dessen schönste Zier in dem wundervollen Metallhelm des Rathhausturmes besteht. Schon in vieler Herren Länder setzte ich den Wanderstab, und doch könnte ich die Türme, deren Anblick mich mit ähnlichem Frohgefühl erfüllte, an den Fingern einer Hand herzählen. Neben dem wuchtigen, fast düster dreinschauenden Pfarrturm kommt uns dieser graziöse Metallhelm vor wie ein Sinnbild ewiger Jugend. So schlank er gen Himmel strebt, möchte sich doch niemand versucht fühlen, ihn für einen Kirchturm zu halten. Heiter und keck wie ein Junker im Feststaat schaut er auf das Gewimmel der Menschlein hinab, und die schelmischen Töchter und lebenslustigen Söhne der Danziger Patrizier mögen ihm allezeit lieber gewesen

sein als die weihrauchumwehten Prozessionen der Schwarzen Mönche.

Am besten rastet es sich hier in den Nachmittagsstunden eines schönen Sommersonntags, der die Städte hinauslockt in Feld und Wald und an den wogenbespülten Seestrand, so daß viel weniger Menschen als sonst längs der sonntäglich verträumten Häuser daherkommen. Auf dem schattigen Beischlag, der zur Sommerszeit die Gasträume des Kaffeehauses vergrößern hilft, lassen wir uns bei einem kühlen Trunke nieder und freuen uns der Feierstimmung, die dem prächtigen Platz eine eigene Würde verleiht.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken als den zwischen dem Danziger Langen Markte und den Marktplätzen unserer ostdeutschen Landstädte, wo niedrige, fast quadratische Häuschen in der Erde zu versinken scheinen, weil der Raum, den sie einhegen, gar zu groß ist. Hier in Danzig finden wir dagegen einen Platz, der einer breiteren Straße gleicht; fast möchtest du ihn als „Schmalen Markt“ bezeichnen. Nirgends ein breit hingelagertes, an der Erde klebendes Bauwerk — sogar dem breitausladenden Grünen Tor verleihen die zierlichen Giebel Leichtigkeit und Freiheit — alles schmal, hochstrebend, fein und edel gegliedert. Fast will es uns dünken, als hätten die Bauherren die bezaubernde Harmonie dieses Platzes dadurch zu erreichen gesucht, daß sie überall die elegant und edel wirkende Form eines schlanken Rechtecks wiederkehren ließen. Ein solches Rechteck bildet die Grundfläche des Marktes, rechteckig ist der uns zugekehrte Giebel des Rathhauses; schlanken Rechtecken gleichen die Giebel der meisten Häuser und denselben Umriss zeigen die hohen Fenster, um deren willen ein geistreicher Fremdling das alte Danzig als eine gläserne Stadt bezeichnet hat.

Es war ein guter Gedanke, längs der Bürgersteige zu den Seiten des Marktes grade Ulmen zu pflanzen, deren weiches, sanft herableitendes Astwerk zu den schlanken, graziösen Giebelhäusern vortrefflich paßt. Auch

wünschen wir uns die Ulmen gar nicht viel älter und stattlicher, weil sie dann gar zu viel von den Baulichkeiten unserem Blicke entziehen müßten.

Unter diesen Bauwerken verdient vor allem der Artushof, der alte Versammlungsplatz der hansischen Kaufleute, unsere Aufmerksamkeit. Der gotische, wenigstens im Verhältnis zu den Nachbarhäusern recht breite Giebel entstand gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Vier Menschenalter später mußte er sich einen Aufbau im Renaissancestil gefallen lassen, eine Zusammenstellung, die den Danziger wohl mehr befremden würde, wenn er sich nicht von Jugend auf daran gewöhnt hätte. Neben den hohen Fenstern fanden bei der Erneuerung des Bauwerks stattliche Bildsäulen des Scipio Afrikanus, Themistokles, Kamillus und Judas Makkabäus ihren Platz, denen es recht schwer gefallen sein mag, sich mit unserem nordischen Klima auszusöhnen. Auch sonst begegnet uns allerorten die Vorliebe der hansischen Kaufleute, ihre Bauwerke mit antiken Helden, griechischen Göttern und Göttinnen und mehr oder weniger wesenlosen Verkörperungen bürgerlicher Tugenden zu schmücken, ein Beweis dafür, daß der nationale Stolz unseres Volkes damals nur wenig ausgeprägt war.

Das Innere des Artushofes zeigt uns eine der schönsten gewölbten Hallen, die wir im deutschen Osten finden. Wie die Blattschäfte schlanker Palmen heben sich die Gewölberippen von vier kantigen Granitpfeilern hoch empor. Leider sah man sich in neuerer Zeit dazu gezwungen, die Ausgangspunkte der Blattkronen dicht über den Säulen durch wagerechte Stützen zu verbinden, eine Maßnahme, welche die künstlerische Wirkung des Gewölbes schwer beeinträchtigt.

Hältst du zum ersten Male in der Halle Umschau, so könntest du dich in einem Museum wähnen, das Maler und Bildhauer, Drechsler, Schmiede und Töpfer wetteifernd mit Werken ihrer Kunstfertigkeit angefüllt haben. Wie aber ein Wohngemach dich um so freundlicher anmutet, je mehr Hausgerät in ihm Platz fand, so macht

auch der Artushof gerade wegen der Schiffsmodelle und Hirschgeweihe, Kronleuchter und Standbilder einen überaus gemüthlichen Eindruck, und wir können es begreifen, daß die Mitglieder der alten Patrizier-„Bänke“ sich als recht feßhafte Männer erwiesen, so oft sie hier bei dem sorgenlösenden Becher zusammenkamen.

Von dem stolzen Gemeinsinn der Danziger Bürger, der in dem Artushof zu uns spricht, zeugen auch die prächtigen Räume des Rathhauses, der Rote und der Weiße Saal, in denen der Magistrat und die Stadtverordneten ihre Sitzungen abhalten. Sicherlich kann der Versammlungsort der Stadtverordneten, was den Glanz und Reichthum des Schmuckes anbetrifft, mit dem Roten Saale keinen Vergleich aushalten, und doch leuchten unsere Augen heller, wenn wir dort das Wandgemälde Nöchlings erblicken, auf dem der Auszug der Freiwilligen dargestellt ist, die um den Preis ihres Blutes den Freistaat von Napoleons Gnaden wieder zu einer preussischen und deutschen Stadt machen wollten, und gern gäben wir für dies eine Bild ein Duzend Concordiae, Pietates, Justitiae und wie die ehrpüßlichen Damen alle heißen mögen.

Wenn die Danziger eine ihrer Hauptstraßen als die Lange und eine andere als die breite Gasse bezeichnen, so taten sie ganz recht daran, obgleich an sich die Breitgasse nicht auffällig breit und die Langgasse nicht länger als manche ihrer Parallelstraßen ist. Im Vergleich zu anderen Danziger Gassen fallen uns die durch jene Namen gekennzeichneten Eigenschaften an den beiden Straßen sogleich auf, weil die Breitgasse tatsächlich ein gut Stück breiter ist als etwa die Hunde- oder Johannisgasse, und weil viele Parallelstraßen der Langgasse nicht in ihrer ganzen Länge überschaut werden können, weil ihre Fluchtlinie unterbrochen wird.

Im dem Straßenbilde der Frauen- und Jopengasse spielen die ernsteren Formen der Gotik eine viel größere Rolle als auf dem langen Markt, weil das malerische Gepräge dieser Gassen durch die Marienkirche bestimmt

wird. Namentlich die kurze Frauengasse mutet uns wegen der Nachbarschaft des gewaltigen Gotteshauses recht ernst und priesterlich an. Die sowieso schon enge Gasse erscheint uns wegen der wohlhaltenen Weichläge und wegen der himmelanstrebenden Gebäude, welche uns — hier die Marienkirche, dort das Haus der Naturforschenden Gesellschaft — quer zu der Fluchtlinie gestellt, jegliche Aussicht benehmen, noch viel ruhvoller und beschaulicher. Allerdings mag es auch an dem reicheren Baumschmuck jener Straßen liegen, daß die Brodbänke- und die Heilige Geistgasse so viel freundlicher und wohnlicher aussehen.

Was sogar ein einzelner Baum für ein Danziger Straßenbild bedeuten kann, zeigte sich besonders an der Jopengasse, die durch eine alte Linde wesentlich verschönert wurde, welche, von eisernen Schienen gestützt, schräg in die Straße hineinragte.

Der Eindruck, den die Jopengasse auf den Beschauer macht, ist von Grund aus verschieden, je nachdem er von Osten her die goldgeschmückte Fassade des Zeughauses ins Auge faßt oder sich in umgekehrter Stellung dem wuchtigen Turme der Marienkirche zuwendet. Im letzteren Falle sieht er vielleicht das gewaltigste Straßenbild vor sich, das wir im alten Danzig entdecken können. Neckenhaft breit und trozig und doch nicht unbeholfen hebt sich über den Häusern zur Linken der gewaltige Kirchturm zum Himmel empor, so weit in die Straße vortretend, daß wir ihn in voller Breite erschauen können und doch nicht weit genug, um einen völligen Abschluß der Straße zu bewerkstelligen.

Von diesen wuchtigen Backsteindomen Norddeutschlands und der Danziger Marienkirche vor anderen geht ein eigener Zauber aus. Wie Sinnbilder der Ewigkeit stehen sie vor uns, so daß uns ein Schauer überkommt, dem vergleichbar, den das winzige Menschenkind angesichts der steinernen Gebirgsriesen empfindet. Schon manch Jahrhundert ist an diesem getreuen Eckehard der alten Weichselstadt vorübergerauscht. Verschwunden ist

die gotische Stadt, auf die er dereinst hinablickte, und auch die neue Stadt der Renaissancezeit, das Danzig des 17. und 18. Jahrhunderts, hat sein Gepräge schon vielfach von Grund aus verändert, ohne daß ihm die Jahre etwas anhaben konnten. Voraussichtlich wird er noch ebenso hoheitsvoll und gleichmütig auf unsere Enkel hinabschauen, wenn auch die Prachtbauten am Dominikswall, die für das neueste Danzig bezeichnend sind, schon längst anderen Wohnstätten und Fabrikräumen Platz gemacht haben.

Außer dem Langen Markte finden wir in der Stadt noch mehrere Stellen, wo wir eine größere Anzahl prächtiger Bauten mit einem Blicke umspannen können. Ein solcher Platz ist z. B. die Brücke, die oberhalb der auf einer Radauneinsel gelegenen Großen Mühle das noch ungeteilte Flüsschen überschreitet. Jenes zierliche Fachwerkhaus auf der begrünten Flussinsel, das uns gerade seine Längsseite zukehrt, an der eine überdachte Treppe zum ersten Stockwerk hinaufführt, ist ein altes Danziger Kanzelhaus, der Müllerinnung gehörig. Es fand hier ein Unterkommen, als es seinen früheren Standort, einem Neubau zuliebe, räumen mußte. Das leichte Fachwerkhaus, das uns an ähnliche Bauten in oberdeutschen Gauen erinnert, mutet uns gar heiter und freundlich an und hat mit den anspruchsvolleren Giebelhäusern aus den Tagen der Gotik und Renaissance gar wenig gemeinsam.

Aber das schmale Dach dieses Innungshauses schaut noch der spitze Giebel der Großen Mühle hinweg, der durch ein paar Fensterblenden gegliedert wird. Die ehrwürdige Mühle, um deren willen die Ordensritter die Radaune von Praust nach Danzig leiteten, ist eines der ältesten Danziger Bauwerke. Ihr mächtiges Dach, das tief zur Erde herabhängt, erscheint uns trotz seiner Höhe doch nicht plump und ungefüge, weil die ungeheuren Ziegelflächen von je drei Reihen mächtiger Luken belebt werden.

Hinter der Großen Mühle, die wegen der unverhält-

nismäßig geringen Höhe des Unterbaues so aussieht, als ob sie in die Erde gesunken wäre, hebt sich der breite, für die niedrigen Schiffe der Kirche fast zu massiv angelegte Turm der Katharinenkirche um so höher zum Himmel empor. Sein zierlicher, ebenfalls im Barockstil gehaltener Metallhelm erinnert uns an den des Rathhausturmes, nur sieht er, wie das einem Kirchturm geziemt, weit ernster und würdiger aus. Wie lieb und wert dieses Bauwerk den Danzigern geworden ist, zeigte sich am besten, als es vor einem Jahrzehnt durch Blitzschlag und Feuer zerstört wurde. Da ruhte man nicht eher, als bis die Katharinenkirche ihren Schmuck wieder erhalten hatte und das erneuerte Glockenspiel den stillen Gang der Stunden mit frommen Weisen begleiten konnte.

Den dritten Metallhelm von ähnlicher Form trägt seit einiger Zeit der schlanke Uhrturm des neuen Hauptbahnhofes. Aber leider kann sich dieser späte Enkel mit seinen Vorfahren nicht im entferntesten vergleichen, und so eng sich auch sein Baumeister an das Vorbild des Rathhausturmes zu halten strebte, hat er doch nichts weniger als einen zweiten Rathhausturm zuwege gebracht, sondern nur den Beweis geliefert, daß die bauliche Ausgestaltung einer alten Stadt nicht gleichbedeutend ist mit geistig unfreier Wiederholung früherer Glanzleistungen.

Noch viel mehr als die Gegend an der Großen Mühle hat sich in jüngster Zeit das Viertel am Hohen Tor verändert, wo sich gleichfalls eine Reihe stattlicher Bauten nachbarlich zusammenfand. Mit Recht freuen sich die Danziger, daß das Hohe Tor, die Peinkammer und der Stockturm allem Wandel zum Trotz ihren Platz behauptet haben. Dennoch kann sich der Fremde heute kaum eine Vorstellung machen, wie es vor fünfzig Jahren an dem Hohen Tor aussah. Dort, wo jetzt das Leben rechts und links von dem Torgebäude auf breiten Straßen in die neuere Stadt hineinflutet, wölbte sich damals der grüne Stadtwall hoch empor, und nur die dunkeln Bogen des Hohen Tores, die als richtige Tunnel die mächtige Gebirgskette des Walles durchquerten, wie-

sen den Wagen und Fußgängern einen Weg zu dem engumzirkten Gewirr von Gassen und Höfen. Der Aufgabe, welche das Lorgebäude damals zu erfüllen hatte, wurde es aufs beste gerecht. Daß es dereinst als eine Art von Triumphbogen frei dastehen sollte, vermochte Wilhelm von dem Blocke, der es gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschaffen hat, nicht vorauszusehen. Für diesen Zweck ist es viel zu massiv und schwer, während es andererseits trotz dieser Eigenschaften nicht die genügende Größe besitzt, um sich neben den vielstöckigen Neubauten zu behaupten, die man in den letzten Jahrzehnten auf dem alten Wallgelände emporgetürmt hat.

Selbst die höher aufragenden Giebel der Peinkammer und der mächtige Stockturm, dessen leichter Dachreiter uns im Verein mit den zierlichen Ausbauten die wuchtige Schwere des Turmsockels völlig vergessen läßt, können heute nicht mehr eine ähnliche Wirkung erzielen als zu jener Zeit, da sie mit dem Zeughaus und der Hauptwache diesem ganzen Stadtteil das Gepräge gaben, in dem sonst nur schlichte Häuser zu finden waren.

Bloß dem Namen nach sind der Kohlenmarkt und der Holzmarkt, auf die der Stockmarkt hinabschaut, Märkte geblieben. Der Kohlenmarkt, über den unaufhörlich der Wagen der elektrischen Bahnen dahinsausen, spielt heute nur die Rolle einer breiten Straße, und der Holzmarkt hat sich in einen grünen Schmuckplatz verwandelt, dessen Hauptzierde ein figurenreiches Kriegerdenkmal bildet.

Vor jenen dreißig Jahren boten auf dem Kohlenmarkt im Mittsommer die kassubischen Bauern wohlriechende Wacholderbüsche, die als Räucherwerk gekauft wurden, Berge von Heidelbeeren und goldgelbe Pfefferlinge zum Verkauf und brachten mit dieser waldfrischen Last der winzigen Korbwagen etwas von dem würzigen Duft ihrer Heidewälder in die sonnendurchglühete Stadt. Kam aber der Dominik heran, der weitberühmte Danziger Jahrmarkt, so erhoben sich auf dem Kohlenmarkt die langen Buden, ein mit Segeltuch bespanntes Bohlen-



Alte Beischläge in Elbing



Danziger Graacht

gerüst, in dem viele, viele Verkaufsstände Platz fanden. Oft genug erinnerte ich mich in den Städten des Orients an diesen heimischen Bazar, der in wenigen Stunden von den Danziger Feuerwehrleuten aufgebaut und wieder niedergerissen wurde. Den Rest des Kohlenmarktes pflegten Rummelsburger Weber, deren Flanell — die Danziger nannten ihn *Boi* — von den kleinen Leuten viel gekauft und zu Wollhemden verarbeitet wurde, und Lilsiter Schuster für sich zu beanspruchen, während die Tolkemiter Töpfer ihre Waren auf Mattenbuden, einer Straße an der Alten Mottlau, loszuschlagen suchten. Große und kleine Kinder fanden dagegen allerlei Kurzweil vor dem Hohen Tor, wo auf dem Heumarkt buntausgestaffelte Karussells von Buben und Mägdelein umdrängt wurden, wo die wilden Insassen der Tierbuden brüllten und pfauchten und heisere Ausrufer Meerweiber und Menschenfresser, schwere Damen und zweiköpfige Kälber als die größten Sehenswürdigkeiten ihres Zeitalters anpriesen. Da der Jahrmarkt gerade in der wärmsten Jahreszeit, in den ersten Wochen des August abgehalten wurde, hatten die Schaubudenbesitzer nur selten über Mangel an Besuchern zu klagen. Zu grausigem Knäuel geballt, füllten die Neugierigen die schmalen Gassen zwischen den leichten Zelten mit lärmendem Gewimmel. Heute schlagen die fahrenden Leute draußen vor dem *Olivaer Tor* ihre Buden auf. Aber es ist nicht mehr der *Dominiksmarkt* von dazumal, denn die bescheidene, kleinbürgerliche Gesinnung, die zur richtigen Würdigung dieser Herrlichkeiten vonnöten war, verträgt sich nicht mit dem Lichterglanz der Warenhäuser, dem Saufen der Automobile und dem ganzen Hasten und Drängen des modernen Großstadtlebens.

Aber den schmalen Häusern der engen Gassen, deren schmucke Renaissancegiebel uns an die Blüte des Danziger Handels im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges erinnern, hält ein älteres, ernsteres Danzig Wache, das sein Gepräge schon im fünfzehnten Jahrhundert erhalten hat. Es ist der stolze Verein ehrwürdiger Kirchen, an

denen Danzig ebenso reich ist wie Lübeck, Stralsund und andere Hansestädte.

Das älteste der Danziger Gotteshäuser ist die Nicolai- oder Schwarzmonchekirche, deren schlichter Glockenturm mit seiner kurzen Ziegellappe als ein Meisterwerk der baltischen Gotik bezeichnet werden darf, die unter Verzicht auf alle Kleinlichen Mittel nur durch die edle Form, das harmonische Zusammenklingen der Linien ihre malerischen Wirkungen zu erzielen sucht. Leider sind die Wohnhäuser der Johannisgasse, die sich der Kirche gegenüber aufgereiht haben, so kahl und nüchtern, daß auch der Eindruck der Kirche darunter leidet. Schon den Knaben schreckte der freudlose Ernst dieser Straßenzeile; und er tummelte sich viel lieber an der Nordseite des Gotteshauses, wo die Mauerreste des durch Feuer zerstörten Dominikanerklosters einen ansehnlichen Schuttberg gebildet hatten, dessen Hänge zur Winterszeit die prächtigste Rodelbahn abgaben. Rasteten wir dort, müde vom lärmenden Spiel, so erzählten wir einander von den tiefen Kellern, die unter dem Schutt versteckt seien, und den Grabgewölben der Mönche mit ihrem unheimlichen Inhalt von Totenschädeln und bleichendem Gebein, so daß uns ein kalter Schauer überlief, wenn der Krähen düstere Schar durch die neblige Winterluft mit Geträchze dem hohen Kirchendach zustrebte. Heute ist mit dem zerbröckelnden Gemäuer jener finstere Spuk verschwunden, und da, wo unsere winzigen Holzschlitten von dem Hügel herab der engen Häkergasse zustrebten, feilschen in der stattlichen Markthalle ehrfame Bürgerfrauen mit redengewandten Händlerinnen um das gackernde Huhn und den silberigen Lachs.

Das gewaltigste der Danziger Gotteshäuser ist unstreitig die Marienkirche, deren wuchtiger Turm schon in der Brodbänkegasse zu uns herniederschaut. Um sich eine Vorstellung von der Latkraft und dem Gemeinfinn des hanßischen Bürgertums zu bilden, braucht man nur diesen mächtigen Dom zu betreten, der einen Raum von 105 Meter Länge und 35 Meter Breite mit seinen him-

melhohen Netzgewölben überspannt. Wenn man diese raumgewaltigen Dome altem Brauche getreu als Gotteshäuser bezeichnet, sollte man sich eigentlich vergegenwärtigen, daß dieser Name dem Wesen solcher Kirchen nicht recht entspricht. Ihn verdienten die Tempel der Griechen, die tatsächlich ein Wohnhaus des Zeus oder der Athene sein sollten, dessen hochheiliges Gemach nur des Priesters Fuß betreten durfte. Unser deutscher Dom stellt vielmehr ein Gemeindehaus, eine Art überdachten Forums dar, wo für die gesamte Bürgerschaft Platz sein sollte. Wenn wir in den hohen Hallen der Marienkirche einherwandeln, so wähen wir uns in den Gassen einer Stadt, über die sich das von Sternen funkelnde Netzgewölbe als ein steinerne Himmel gebreitet hat. Zwischen den Strebepfeilern, die in den Innenraum vorspringen und die hohen Wände stützen sollen, finden wir innerhalb der Kirche noch eine Unmenge kleiner Kapellen, die von den Zünften der Stadt auf das prächtigste geziert worden sind.

Wir können es nur gutheißen, daß man den hohen Hallen ihren reichen Schmuck an goldgestickten Fahnen, Gemälden und Bildschnitzereien gelassen hat, ohne die der ungeheure Raum gar kalt und ungasstlich erscheinen würde. Als die herrlichste Zierde der Marienkirche gilt noch immer Hans Memlings gewaltiges Altargemälde, auf dem der holländische Meister die Entzückungen und Schrecken des Jüngsten Gerichtes darzustellen gesucht hat. Doch ist dieses Bild, das der Danziger Seeheld Paul Beneke als gute Priße nach Danzig brachte, den Bürgern nicht nur wegen seines Kunstwertes ans Herz gewachsen, sondern mindestens ebensosehr auch deshalb, weil es sie an jene Lage erinnert, da die Danziger Flagge auf den Meeren des Nordens geachtet und gefürchtet war.

Ehe wir uns von dem mächtigsten Dom des deutschen Nordostens trennen, wollen wir, so sauer es auch werden mag, noch zu der Plattform des trohigen „Pfarrturmes“ emporsteigen, bietet sie uns doch einen herrlichen Rundblick über den gesegneten Gau, in den die Türme der alten Hansestadt hinaus schauen.

Zuerst stapfen wir auf den schmalen Steinstufen einer dunkeln Wendeltreppe höher und immer höher. Schon wollen wir ermüdend innehalten, da wird's wieder heller um uns herum. Nur wenige Stufen noch, und wir haben das erste Stockwerk des Turmes erreicht. Nun dürfen wir breitere Holztreppe benutzen, auf denen wir die Mühe des Steigens gar nicht allzusehr empfinden.

In jenem Turmgemach hauste dereinst, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, der Türmer der Stadt, der auf Feind und Flamme ein wachsames Auge haben sollte, hoch über der Welt des Menschen als Nachbar der schnarrenden Eule und des hellstimmigen Falken. Dann führt uns der Weg an dem Glockenstuhl vorüber, wo die ehernen Ruserinnen still und verträumt im Gestränge hängen. Oft genug hielten wir halbwüchsigen Duben erschauernd den Atem an, wenn ein Stein, von vorwitziger Knabenhand geschleudert, dem tönenden Metall einen tiefen, dröhnenden Laut des Unwillens entlockte.

Jetzt ist das Schwerste auch schon überwunden. Noch wenige Stiegen, dann stehst du an der zur Plattform führenden Tür und schirmt die an das Halbdunkel des Turminnenen gewöhnten Augen mit erhobener Hand vor der Fülle des Lichts, das nun übermächtig auf dich hereinbricht.

Sieh diese Buchstaben im Holzwerk, stille Zeichen beglückender Knabenträume, zu denen des Mannes Auge lächelnd herniederschaut. Doch was kümmern sie Dich? — Blicke hernieder zu der lärmenden Stadt und der sonnigen Flur der Heimat, die in des Sommers lachenden Farben prangt.

Wie eng sind doch die Gassen der alten Rechtstadt! Selbst am hellen Mittag scheint in der schmalen Mätlergasse tiefe Dämmerung zu nisten, und wenn ein Möbelwagen in die Goldschmiedegasse einbiegt, sind wir fast in Sorge, er werde sich zwischen den grauen Giebelhäusern festfahren. Und welch Durcheinander von Höfen und Dächern! Ein Seitengebäude über dem anderen, ein Hinterhaus hinter dem anderen, nur selten

ein grüner Baum, kaum irgendwo ein freundlicher Grassleck. Und hoch über dem Weltwirrwesen die stattlichen Türme, hier die schlanke Zierde des Rathauses, dort, burgähnlich trozig und wehrhaft, der wuchtige Turm der Petrikirche mit seinen zinnengeschmückten Treppengiebeln, die wir an so mancher Ordenskirche der Ostmark, in Merse, Deutsch-Eylau u. a. a. D. mehr wiederfinden.

Erst weiter draußen, wo dereinst der grüne Gürtel des Walles die innere Stadt schützend umhegte, werden die Straßen breiter, die Plätze geräumiger. Dort verlaufen auch die Schienenstränge der Eisenbahn, hinter denen Danzigs westliche Vorstadtstraßen zu den begrüntem Höhen des Bischofs- und Hagelsberges emporklettern, die einst als mächtige Trutzfesten den Zugang zu der freiheitsstolzen Reichsstadt verteidigten.

Übersichtlich, wie auf einer Landkarte, liegt das Gelände unter uns da. Nach Südosten zu dehnen sich die gesegneten Fluren des Weichseldeltas, während gerade von Süden her der baumreiche Abhang der pommerellischen Höhe auf uns zustrebt, um dicht an der Stadt vorüberzustreichen und dann weit im Nordwesten, noch jenseits des schimmernden Zoppot, seinen Fuß von den Wellen der Danziger Bucht benehzen zu lassen. Weithin können wir das Silberband der Weichsel in der ebenen Landschaft verfolgen, durch das die in düstere Kiefernwälder gehüllte Mehrung von den saftigen Wiesen und üppigen Feldern des Werders getrennt wird.

Ganz unwillkürlich kehren wir unser Auge immer wieder gen Norden, wo auf den Hellingen der Schichauschen Werft ungeheure Schiffskörper plump und starr daliegen, wo die weißen Landhäuser von Langfuhr und Oliva im schwellenden Laubgrün aufleuchten, anmutige Waldberge zur Küste hinabsteigen und ernst und düster die trozigen Kaps von Orhöft und Aldershorst ins blaue Meer hinausstreben. Leider schwebt weiter nordwärts über dem Meereshorizont blaugrauer, sommerlicher Dunst, so daß wir den sandigen Hafen der Halbinsel

Hela mit seinen gelben Dünen und schwarzblauen Kieferwäldern nicht mehr zu erkennen vermögen.

Die größte Veränderung, die sich die ehrwürdige Hansfestadt im letzten Menschenalter gefallen lassen mußte, war der Verlust des inneren Wallringes. So hoch und stattlich ragten dessen grüne Bastionen empor, daß nur die Kirchtürme über sie hinwegschauten. Mit ihren scharf herausgemeißelten Umrissen muteten uns die Werke ganz anders an als die modernen Befestigungen, die sich dem Gelände nach Möglichkeit anpassen und anschmiegen. Gar manches Mal, wenn ich die Wälle anderer berühmter Festungen zu sehen bekam, wurde ich gehörig enttäuscht, denn so hoch wie die Bastionen, an denen wir Danziger Buben, allen Wallmeistern zum Trost, nach Weilschen suchten, waren ihre Wälle doch bei weitem nicht. Dabei hatte der enge Wallring etwas Trauliches und Gemütliches, mochte seine Rasendecke sommerlich grünen oder das rote Gemäuer unter weißen Schneekappen hervorschauen. Wer durch die engen Lore geschritten war, fühlte sich sicher und geborgen wie im Vaterhause. Drinnen und draußen waren noch scharfe, mit den Sinnen leicht zu begreifende Gegensätze. Die grünen Wälle, welche den Häuserhaufen lückenlos umspannten, gaben den Städten unserer Altvorderen den Reiz des Abgesonderten, des Persönlichen. Während heutzutage die Zahl der Verkehrsstraßen, welche die Städte mit dem offenen Lande verbinden, gar nicht groß genug sein kann, drängten sich dereinst die Wagen und Fußgänger an drei, vier Lören zusammen, wo die städtischen Beamten die fahrenden Leute mustern und unter Umständen am Betreten der Stadt verhindern konnten. Wie reizvoll muten uns die Merianschen Kupfer an, welche die alten Städte des deutschen Landes im Rahmen trotziger Mauern oder hochgetürmter Wälle zeigen! Heute weiß man oft gar nicht, wo die Stadt aufhört und das offene Land beginnt. Weitläufig gebaute Vorortstraßen, zwischen denen noch Kartoffelfelder grünen und goldene Ähren wogen, entfernen sich immer weiter von dem alten Stadtkern und

machen es dem Wanderer fast unmöglich, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er die ganze Siedelung in ihrem organischen Zusammenhang zu begreifen vermag.

Noch vor dreißig Jahren konnte man auf dem schattigen Wege, welcher der Innenseite desalles folgte, die ganze Stadt umkreisen und dabei manchen Einblick in das Leben ihrer Bürger gewinnen. Dort erkannte der Fremdling am besten, wie hausälterisch die Bewohner der Necht- und Altstadt mit dem Raum umgegangen waren, denn nur selten hatte zwischen den alterstgrauen Mauern noch ein grünes Gärtchen Platz gefunden, wo ein paar Obstbäume ihre saftigen Früchte reiften. In der Niederstadt waren die Bürger besser daran. Im Gegensatz zu den älteren Quartieren sah sie einer luftigen Vorstadt ähnlich, besaß doch in manchen Straßen jedes Haus einen geräumigen Garten, so daß diese freundlichen Stätten, die nur durch niedrige Holzzäune getrennt waren, dem Beschauer wie weite Obsthaine erschienen.

Und doch gefielen einem waschechten alten Danziger die enggebauten Viertel der alten Stadt mit ihren Erkern und Eßsen, schwindstüchtigen Giebeln und windschiefen Hofgebäuden, mit ihren Vorbauten und unsicher in den Angeln hängenden Erkern tausendmal besser als jene grünen Gärten, denn nur dort fühlte er sich in dem Danzig seiner Väter. Einem Stadtteile, wie der Niederstadt, fehlte dieses eigenartige hansische Gepräge, solche Gassen gab's auch in Elbing, in Königsberg und an anderen Orten mehr.

Allerdings führte nicht alle Danziger, die auf dem grünen Walle luftwandelten, das Verlangen, sich ihrer Heimat zu freuen, zu jenen anmutigen Plätzen. Viele Jahre hindurch gaben sich dort alle alten Weiber beiderlei Geschlechts in den Nachmittagsstunden ein Stelldichein, um — die Insassen der städtischen Irrenstation zu beobachten, in deren Garten man von dem Wall aus gerade hineinblickte. Da konnte man Besucher dieses seltsamen Freilichttheaters finden, die bereits einen jeden Kranken,

sein Schicksal und seine Eigentümlichkeiten ganz genau kannten und ihre Kenntnisse in langen Vorträgen zum besten gaben. Es ist das ein trefflicher Beweis des kleinstädtischen Geistes, der sich in der weltentlegenen Stadt auch dann noch erhalten hatte, als sie schon weit über 100 000 Einwohner zählte.

Wenn wir uns solche Dinge recht vor Augen halten, versöhnen wir uns auch mit jenen Männern, welche der Stadt ihren schmucken Rahmen geraubt haben, so ungerne man dereinst auf die stattliche Zier verzichten mochte. Es war wirklich Zeit geworden, daß Licht und Luft und frischer Wind den Weg zu diesen alten Winkeln fanden, daß man aufhörte, sich an die Vergangenheit zu klammern, und sich streckte nach dem, was da kommen sollte.

Da der wohlhabendste Teil der Umgegend im Süden liegt, waren hier auch die volkreichsten Vorstädte entstanden. Dennoch sollte nicht Dhra, sondern Langfuhr zu einem zweiten Danzig erblühen, und nicht Guteherberge und Praust, sondern Oliva und Zoppot sollten den Überschuß der städtischen Bevölkerung aufnehmen.

Mancherlei Gründe haben wir anzuführen, wenn wir den raschen Aufschwung der nördlichen Vorstädte und Nachbarorte erklären sollen. Einmal ist der echte Danziger kein Freund des Werders und siedelt sich nur ungerne auf seinen feuchten Triften an. Ferner entstanden die meisten Fabriken im Norden der Stadt, an den Armen der Weichsel, wo die Schiffe sogleich mit den fertigen Waren befrachtet werden können. Des weiteren erhielt Langfuhr, in dessen Nähe die sandige Küstenebene den besten Exercierplatz abgibt, eine große Garnison, und viertens zogen die Danziger Bürger aus der dumpfen City am liebsten in solche Orte, wo sie die Annehmlichkeiten des BADELEBENS genießen konnten, ohne bei den raschen und billigen Verkehrsmitteln unserer Zeit die geschäftliche Tätigkeit in der Stadt wesentlich einschränken zu müssen.

Hier im Nordosten von Danzig finden wir auch die

landschaftlichen Glanzpunkte der Umgebung. Die waldigen Abhänge der pommerellischen Höhe, die bei Langfuhr noch durch ein breites Vorland vom Meere getrennt werden, nähern sich weiter nordwärts immer mehr der Küste, zu der sich eine große Zahl laubreicher Täler öffnet. Bei Zoppot ist der Raum zwischen dem Strande und den Waldbergen schon so schmal geworden, daß die schnellwüchsige Stadt manchen freundlichen Garten den Bauhandwerkern preisgeben mußte, und jenseits dieses glänzenden Badeortes fliegt beim Nordoststurm der Gischt der Brandungswellen bis an die steile Kliffküste, mit der das Hochland zum Meere abfällt.

Tiefeingeschnittene Täler, in denen rasche Bäche dem Meere zufließen, und flachere Mulden, die nur ein paar Kilometer landeinwärts reichen, verleihen diesem Teile der Seenplatte eine überaus wechselvolle Bodengestalt, welche das Gelände selbst dort reizvoll erscheinen läßt, wo ihm der prächtige Schmuck der Buchenwälder fehlt, denn die ragenden Höhen zeigen uns immer wieder weite Ausblicke auf die Flut der Danziger Bucht und die schmucken Badeorte, die ihrem Strande folgen.

Aber mögen die Künstler mit noch so guten Gründen die malerischen Vorzüge des offenen Geländes preisen, der Deutsche ist hier wie allerorten ein Lobredner seines Waldes. Nur ungläubig lächelnd würde ein Danziger Kind dir zuhören, wolltest du ihm einreden, es sei irgendwo schöner und lieblicher als in den vielgerühmten Bergforsten zwischen Oliva und Neustadt. Und die Danziger haben auch allen Grund zu dieser Begeisterung. Auf jeder Wanderung entdeckst du in diesem grünen Revier neue Reize der Landschaft. Hier blicken wir von ragender Höhe über Zoppots weißschimmernde Landhäuser aufs blaue Meer hinaus, dort ruhest du wieder am schattigen Mühlteich, dem hohe Waldberge vor dem friedelosen Lärm des Alltags sicheren Schutz verleihen. Dann führt der Weg in einem kühlen Grunde dahin, wo ein winziges Wässerlein bald silbern aufblinkt, bald unter des Farnkrauts üppigen Wedeln verschwindet. Von der

nächsten Waldkuppe blicken wir über das kahle Vorland hinweg zu der Steinmole und dem Leuchtturm von Neufahrwasser und freuen uns der schön geschweiften Strandlinie zwischen dem Hafkanal und dem laubreichen Glettkau. Dann grüßt gar der wuchtige Pfarrturm, Danzigs ehrwürdige Landmarke, zu den Wanderern herüber. Und steigen wir aus den weiten Bergforsten zur Küste hinab, so tönen uns die Vesperglocken der Olivaer Klosterkirche, und der wohlgepflegte Garten des Abts, dessen alte Baumgruppen und sorgsam unter der Schere gehaltene Hecken im deutschen Osten kaum ihresgleichen finden, öffnet uns gastlich die Pforten.

Grund genug zum Staunen für alle die, welche in diesem östlichen Lande sarmatische Steppen und unwirtliche Oden erwartet hatten und nun durch eine Landschaft wandern, die uns an die laubreichen Täler und schwelenden Buchenhaine des Odenwaldes erinnert. Als wollte die Natur selber uns zu verstehen geben, daß dieser Gau noch deutsches Land ist und Mittel-, nicht Osteuropa überwiesen werden muß, entfaltet sich auf dem Ostabhange des pommerellischen Landrückens und auf den Hügeln der Elbinger Höhe, die von Osten her zum Weichseldelta hinabschauen, der mitteleuropäische Laubwald noch einmal in seiner vollen Schönheit. Auch die gefiederten Säger, die uns an feinen blumigen Rainen, in seinen dämmerigen Tiefen ihre hellsten Lieder zum besten geben, weisen unserer Phantasie den Weg nach dem sonnigen Süden, nach Schwaben etwa und dem glücklichen Frankenlande, wo laubreiche Berge zu dem stillen Städtchen im Flußthal hinabschauen, denn manche Vogelarten, die uns hier begegnen, wie der flirrende Girliß, der rotkehlige Zwergfliegenschnäpper und die fürznehm trippelnde Gebirgsstelze, sind südlichere Tierformen, die hier die Nordgrenze ihres Gebiets erreichen.

Was Wunder, daß im Sommer die Erholungsbedürftigen in hellen Scharen den Badeorten zuströmen, welche die Küste der Danziger Bucht in langer Reihe säumen. Und für alle ist da gesorgt, für die schmale Börse wie

für den prallen Geldbeutel, für den Freund ländlicher Abgeschiedenheit wie für den Bewunderer glänzenden Badelebens. Während sich die Danziger Kleinbürger in dem Heubuder Walde ins Blaubeergesträuch lagern und sich die geräucherten Flundern munden lassen, die ihnen eine Fischerfrau für wenige Pfennige verkauft hat, studiert der reiche Fabrikbesitzer aus Lodz oder Warschau im Schweiß seines Angesichtes die endlose Speisefarte des Zoppoter Kurhauses, um sich und die Seinen einmal mit ganz besonderen Kostbarkeiten zu erfreuen. Aber Gott sei Dank brauchen wir selbst das glänzende Zoppot noch nicht unbedingt als Modebad zu bezeichnen. Ebenso wie dem polnischen Industriellen und Großkaufmann bietet es auch der Lehrerin und dem mittleren Beamten, die für kurze Wochen dem Staub des Schulzimmers und der Schreibstube entflohen sind, eine gastliche Stätte, und wenn sich der eine nur an den Marmortischen der modernen Gasthöfe seiner Menschenwürde bewußt wird, lauscht der andere im entlegenen Waldtal und am verträumten Mühlteich dem Liede des Buchfinken und der Grasmücke.

Aber selbst den Freund des Waldes und der Einsamkeit zieht es dann und wann zu den prunkenden Terrassen des Kurhauses, dessen Schöpfer der schweren Aufgabe, dem raumgewaltigen Bauwerk das Gepräge eines lichten, lustigen Sommerhauses zu geben, nach Kräften gerecht zu werden strebten. Noch besser als dort können wir allerdings das Leben und Treiben der Badegäste beobachten, wenn wir uns am lauen Abend irgendwo an den engen Hauptstraßen auf der Veranda eines der zahlreichen Gasthöfe niederlassen.

Es ist ein Abend zu Ende des Juli. Noch immer zeigt der Wärmemesser 21 Grad, aber immerhin sind's 6 Grad weniger als in den Nachmittagsstunden. Die Schaufenster der Läden, die den Badegästen zuliebe bis in die Nacht hinein offenstehen, die Kronleuchter der Gasthöfe und die elektrischen Bogenlampen über der Fahrstraße erstrahlen in solchem Glanze, daß die Nacht-

insekten, die in dem lichtdurchfluteten Gezweige der Linden summen und surren, gar nicht wissen, wohin sie sich eigentlich wenden sollen. Auf der Berliner Friedrichstraße geht es nicht lebhafter zu. Neben blonden Offizierstöchtern, die uns durch vornehme Einfachheit angenehm auffallen, luftwandeln schmuckbeladen polnische Tüdinnen, deren tiefschwarze Augen mit den Brillanten der Ohrgehänge an Feuer wetteifern möchten, und neben den flecken Farbenstudenten der Danziger Hochschule zeigen sich russische Gymnasiasten in ihrer geschmacklosen Uniform. Vielköpfige Familien aus der benachbarten Großstadt, die den „billigen Tag“ ausgenutzt haben, und schmucke Seekadetten, Husarenoffiziere im knappen Schmirrock und polnische Geistliche mit hoher, schwarzer Schirmmütze, langzöpfige Backfische, die auf dem nächsten Knospenball manch Feuer entzünden werden, und burschikos gekleidete Studentinnen aus dem Nachbarreich, die über Gorki, Tolstoj und Dostojewski die Kunst zu lieben vergessen haben, sie alle finden auf den schmalen Sandwegen unter den duftenden Linden Raum genug, und alle kommen in dem lebensfrohen Bajae auf ihre Rechnung.

Auch die luftige Veranda des anspruchsvollen Gasthofes, auf der wir uns bescheiden in einen Winkel gedrückt haben, vermag die Menge der Gäste kaum noch zu fassen. Neben uns sitzen ein paar Bizewachtmeister des Langfuhrer Trainbataillons, offenbar reiche Bauernsöhne aus dem Danziger Werder, die einst davon geträumt haben, Reserveoffiziere des alten Reiterregiments zu werden, in dem sie ihr Jahr abdienten. Aber ein Kleines werden sie wieder in Stall und Scheune nach dem Rechten sehen. Ist es da wunderbar, daß sie die Stunde auskosten möchten und leuchtenden Auges auf das flutende, lachende Leben schauen, das ihnen in diesem Augenblick als die Blüte menschlicher Kultur erscheinen mag? — Links von den Kriegsmännern hat eine russische Kaufmannsfamilie Platz genommen. Da gibt's für die Kellner zu tun. Gilt es doch aufzutischen, was Küche und

Keller hergeben können. Dafür merkt man es den Fremden auch an, wie wohl sie sich in dieser Umgebung fühlen, wo nur die klingende Münze gilt und sich niemand darum kümmert, ob der Begüterte auch im höheren Sinne zur guten Gesellschaft gerechnet werden darf.

Jene altmodischeren Leute, die sich beinahe schüchtern an einem Ecktschchen an dem milden Feuer ihres weißen Dquem erfreuen, sind sicher Pastor und Pastorin in einem entlegenen Städtchen. Ist's gleich nicht ihre Welt, deren Wogen sie hier umbranden, so blicken sie doch nachsichtig lächelnd in den Wirrwar hinaus. Bald wird Hochehrwürden sein Pfeifchen wieder an dem verwitterten Stamm des alten Birnbaums ausklopfen und seiner besseren Hälfte behaglich zurufen: „Sieh bloß, Mariechen, wie voll die Pflaumenbäume sind! Bei uns zu Hause ist's doch am besten.“

Wo sind die Tage geblieben, da sich die Danziger Bürgerfamilien, die in Zoppot Seeluft und Waldfrieden genießen wollten, in der guten Stube eines Fischerhäuschens einmieteten, da das ganze Kurhaus des jungen Badeortes nicht soviel Platz einnahm wie heute der bescheidenste der zahlreichen Festsäle? — Schier märchenhaft will uns dieser Wechsel der Dinge erscheinen, und doch hat sich das wirtschaftliche Leben der alten Hanseaten beinahe noch schneller entwickelt. In unsererer Väter Tagen bedeutete es für die ganze Stadt Danzig einen Festtag, wenn bei Klawitter wieder einmal ein Linkisches Bollschiff vom Stapel lief, und jedermann wollte wissen, welche Segenswünsche Rheder und Bauherr dem schmucken Fahrzeug nachgerufen hatten. Dabei trug ein solches Bollschiff nicht den zehnten Teil der Fracht, welche unsere Dzeanriesen, die auf den Hellinggen der Schichauschen Werft emporkamen, mit Blitzesschnelle über das Weltmeer führen. Und ist der Abstand zwischen der alten Danziger Gewerbeschule und der Technischen Hochschule, hinter deren riesigen Giebeln die stattlichen Hügel bei Heiligenbrunn seltsam zusammengeschrumpft sind, etwa weniger groß? —

So haben wir denn allen Grund zu der Hoffnung, daß, dank dem Erblühen des Hinterlandes und dem regen Wettstreit ihrer arbeitsfreudigen Söhne, die Stadt Havelkes und Schopenhauers, Chodowieckis und Hildebrands auch im wirtschaftlichen Leben sich ihrer großen Geschichte würdig erweisen werde. Mögen die Bürger sich allezeit dessen bewußt bleiben, daß sie als Markwächter geboren sind, und daß ihre schöne Vaterstadt als eine der wichtigsten Grenzvesten den deutschen Osten gegen die slavische Brandung verteidigen soll. Deshalb haben sie auch mehr Grund als andere Landsleute, dessen eingedenk zu bleiben, daß sie Deutsche sind, vom Genius unseres Volkes dazu bestimmt, ein reiches Vätererbe für deutsche Enkel zu hüten und zu mehren.

### Das Hochmeisterschloß der Kreuzritter.

So derbsinnlich uns auch Lebens- und Liebeslust aus den Dichtungen des Mittelalters entgegenschlagen, es ändert doch nichts daran, daß jene Zeit mehr als andere von religiösen Gedanken erfüllt war. Um ihretwillen erblickte man, wie die Gedichte des alternden Walter von der Vogelweide deutlich genug verraten, in der Welt Lust das Reich des Teufels. Als der glücklichste galt der Mann, der des Zweifels Pein nicht kannte und sich vertrauensvoll zur Kirche flüchtete, wie das Kind zum Schoß der Mutter.

Da kam es uns nicht wundernehmen, daß auch bei dem gewaltigsten Unternehmen des Mittelalters, bei den Kreuzzügen, die abendländische Menschheit von religiösen Gedanken geleitet wurde. Wohl mochten auch viele unruhige Geister, Raufbolde und Abenteurer, durch Beute- lust veranlaßt werden, sich den Kreuzfahrern anzuschließen. Daß aber trotzdem jene Zeit von edlerem, zarterem Streben beherrscht wurde, lehren uns schon die rührenden Erscheinungen der Kinderkreuzzüge und die Gründung der

geistlichen Ritterorden, deren Mitglieder, Krankenpfleger und Krieger, Mönche und Ritter zugleich, ihrem ganzen Stande eine höhere Weihe zu geben schienen.

Dennoch sollte den Kreuzfahrern kein dauernder Erfolg beschieden sein. Der Kriegsschauplatz lag gar zu fern von den Ländern, welche die Hauptzahl der Krieger stellten, und auch das große Ziel war nicht imstande, die Zwietracht und Eifersucht der christlichen Fürsten zu erstickten. Gar mancher, der sich, wie Richard Löwenherz, zu Großem berufen dünkte, brachte durch persönlichen Ehrgeiz und kränkende Überhebung der gemeinsamen Sache mehr Schaden als Nutzen.

So nahte denn nur allzubald der Tag, an dem die christlichen Ritterorden, Templer, Johanniter und Deutschherren, den heiligen Stätten den Rücken kehren und im Abendlande ein wohnliches Obdach suchen mußten. Die Deutschritter, die uns am nächsten angehen, wandten sich nach Venedig, der lebhaftesten Handelsstadt jener Lage. Das rege Leben der Lagunenkönigin und die leider Gottes vergeblichen Anstalten, das Land Siebenbürgen zu kolonisieren und dem Orden zu unterwerfen, sorgten dafür, daß sich die Weißmäntel nicht von der Welt abkehrten. Aber bei aller Geistesgröße von Hochmeistern wie Hermann von Salza, der den Staufer Friedrich II. trotz des kirchlichen Bannes auf dem fünften Kreuzzuge unterstützte und dadurch schon in jenen Jahren zeigte, daß der Orden sich dem Papste gegenüber recht selbständig fühlte, schien es doch, als ob die Kreuzritter in Kleinlichen Alltagsgeschäften untergehen und die Fühlung mit den großen Aufgaben der Zeit verlieren sollten.

Da erreichte die deutschen Ordensritter ein Hilfesuch des Herzogs Konrad von Masovien, der sich der heidnischen Preußen kaum noch erwehren konnte. In seiner Bedrängnis versprach er den Deutschherren, er werde ihnen alle Gebiete, die sie den Preußen entreißen könnten, erb- und eigentümlich überlassen. Von Anfang an hatte Hermann von Salza nicht übel Lust, das Anerbieten des masurischen Herzogs anzunehmen, doch dauerte es noch geraume

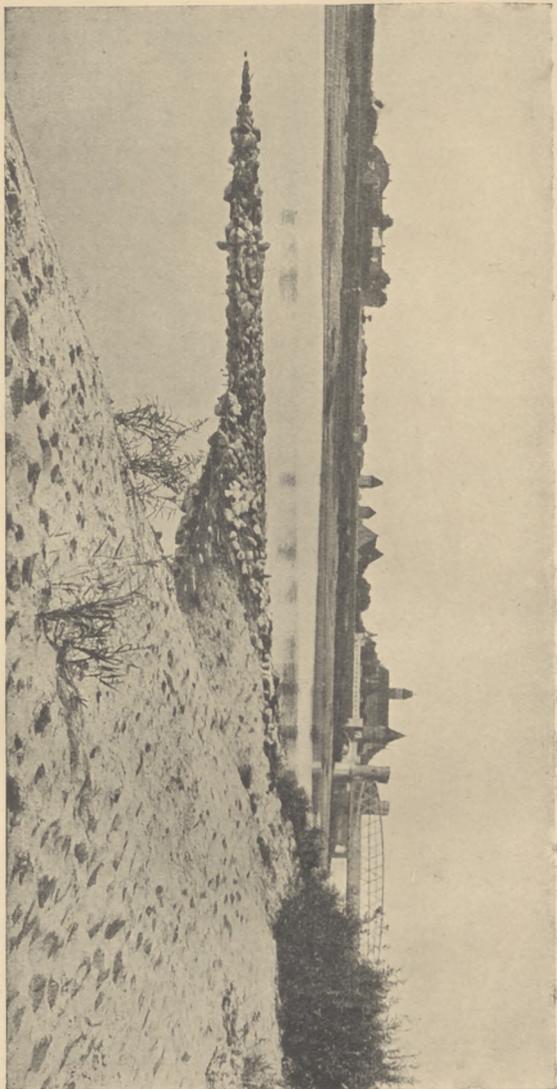
Welle, bis der weltgewandte, durch die siebenbürgischen Erfahrungen gewarnte Mann die Ansprüche auf das noch zu erobernde Land für sicher genug verbrieft hielt, um das schwere Werk zu beginnen. Im Jahre 1230 machte sich dann Hermann Balke mit einer kleinen Ritterschar daran, das nordische Heidenland zu erobern. Bei Thorn betraten die Kreuzritter ihre neue Heimat und folgten von dort dem Weichselstrom, indem sie die den Feinden entrissenen Fluren durch feste, für schlechtbewaffnete Gegner uneinnehmbare Burgen schützten.

Da die Preußen, die Vettern unserer Litauer, ein Volk, das uns in Art und Sitte teilweise an die alten Germanen erinnert, in viele, viele Stämme gespalten waren, fiel es den Ordensrittern auch nicht allzu schwer, ihrer Herr zu werden. Aber auch hier bewährte sich wieder die alte Erfahrung, daß für solche ursprüngliche Stämme gemeinsame Not die beste Lehrmeisterin der Eintracht ist. Die vereinzelt Unterworfenen erhoben sich in gemeinsamen Aufständen mit furchtbarer Wut gegen die fremden Eroberer, welche vergebens danach gestrebt hatten, durch milde Behandlung die Zuneigung der Preußen zu gewinnen. Die Söhne der preußischen Häuptlinge, welche der Orden auf seine Kosten in deutschen Landen hatte erziehen lassen, wurden die besten Führer ihrer Landsleute. Auch in den christlichen Nachbarn, wie den Herzögen von Pommern, die das Aufkommen des Ordensstaates mit banger Sorge verfolgten, fanden die aufständischen Heiden wehrhafte Kampfgenossen. So dauerte denn der entsetzliche Kampf bis zum Jahre 1283, ehe das freiheitsliebende Volk endgültig unterworfen war. Mit furchtbarer Schwere lastete nun die Hand der Sieger auf den früheren Herren des Landes. Samt und sonders wurden sie zu Hörigkeit und Sklaverei verdammt, und ihre Sprache verklang so rasch, daß man schon zu den Zeiten der Kreuzritter den pruzzischen Säger in dem Hochschloß des Ordens verspottete, weil dort keiner seine Lieder verstehen konnte. Wir alle aber, die wir mit Stolz den Namen jenes tapferen Volkes tragen, denken nicht



Chaussee in der Niederung

Flachufer bei Marienburg



ohne Wehmut daran, daß die wackeren Pruzzen, deren Blut auch in unseren Adern rinnen mag, fast spurlos vom Erdboden verschwunden sind.

Die fruchtbaren Gefilde, welche die Deutschherren sich unterworfen hatten, galten in dem alten Vaterlande als das Land der Verheißung, als ein zweites Paradies. „Gen Ostland wollen wir reiten“ wurde die Losung der Zeit. Da füllten sich denn die gesegneten Niederungen längs der Weichsel, die durch kostspielige Deichbauten gegen das Hochwasser des Stromes geschützt wurden, mit fleißigen Bauern, und neben den wehrhaften Burgen der Ordenskomture, von denen aus die einzelnen Gaue regiert wurden, wuchsen ansehnliche Städte empor.

Fast ausnahmslos waren es deutsche Leute, die sich in diesem Neuland ansiedelten, denn die Weißmänner nannten sich nicht umsonst deutsche Ritter. Immer wieder wird man durch ihre Maßnahmen daran erinnert, daß der Orden zu einer Zeit entstanden war, in dem durch die Römerzüge der staufischen Kaiser das Nationalgefühl mächtig gestärkt worden war. Auch in ihrem nordischen Staat zeigten sich die Ordensgebietiger als echte Ghibelinen, die dem Papst nur das gaben, was des Papstes war und sonst eifersüchtig darauf bedacht waren, ihre Selbständigkeit gegenüber dem welschen Kirchenfürsten zu wahren. Und die Päpste waren klug genug, ihnen ihre Arbeit, welche eine rasche Verbreitung des Christentums zur Folge hatte, nicht durch unnützes Dreinreden zu erschweren.

Als das Gebiet, das die Kreuzherren der Barbarei entrißen hatten, immer größer und volkreicher wurde, sahen die Gewalthaber des Ordens bald ein, daß der Schwerpunkt ihrer Macht nunmehr in dem fernen Norden lag. So entschloß sich denn im Jahre 1309 der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen, aus Venedig in die Marienburg überzusiedeln, die zu seiner Aufnahme aus einer schlichten Komturei in das herrliche Schloß verwandelt wurde, das heute in alter Pracht wiedererstand ist.

Und immer größer ward die Macht des Ordens, der nach seiner Verschmelzung mit dem livländischen Schwertritterorden von der Oder bis zum finnischen Meerbusen herrschte. Als ein Winrich von Kniprode (1351—1382) in der Marienburg thronte, gab es in deutschen Landen nur wenig Fürsten, die sich an Reichtum und geistiger Blüte ihres Staates mit den „Herren in Preußen“ vergleichen konnten, deren staatsmännische Klugheit schier sprichwörtlich geworden war.

Aber dennoch stand in dem vielgerühmten Ordenslande nicht alles so, wie es hätte stehen sollen. Gerade die Reichtümer, die in den Ritterburgen zusammenströmten, gefährdeten die straffe Zucht und die Sittensstrengung der Brüder und damit die festeste Grundlage, auf der dieses halb ritterliche, halb mönchische Gemeinwesen beruhte. Außerdem wuchs mit der Volkszahl und dem Wohlstande der schnell erblühenden Städte auch deren Selbstbewußtsein. Nur allzubald empfanden die Ratmannen von Danzig und Elbing die Abhängigkeit von den Kreuzrittern als lästige Bevormundung, um so mehr, als der bürgerliche Kaufmann in den Deutschherren, welche selber durch eigene Beamte, die Schaffer, regen Handel mit den Landeserzeugnissen trieben, bevorzugte Wettbewerber auf dem Weltmarkte erblickte. Hätten es die Hochmeister nur mit ein paar vereinzelt Ständen zu tun gehabt, so wäre deren Widerstand kaum unüberwindlich gewesen. Da aber die ansehnlichsten Orte des Landes Mitglieder des Hansabundes waren, mußte man auf diese mächtige Genossenschaft allerlei Rücksichten nehmen, die mit einer straffen Regierung unvereinbar waren.

Und die Städte waren nicht die einzigen Feinde der Weißmäntel. Im Laufe der Zeit hatten sich in dem reichen Lande neben den Ordensrittern auch viele weltliche Adlige angesiedelt, die sich den Brüdern gegenüber als Standesgenossen fühlten und jedes Vorrecht des Landesherren als kränkende Zurücksetzung ihres Standes empfanden. Auch die hohe Geistlichkeit des Ordensstaates,

voran die Bischöfe, die ziemlich selbständig geblieben waren, zeigte wenig Lust, den Geboten des Hochmeisters zu folgen, und bemühte sich bei jeder Gelegenheit, in Rom Schutz gegen den Orden zu suchen, der wegen seiner Unbotmäßigkeit bei der Kurie zumeist recht schlecht angeschrieben war.

Trotz alledem wäre das stolze Staatsgebäude der ritterlichen Bruderschaft wohl nicht so rasch zusammengebrochen, hätten die Bauern und Kleinbürger, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, an den Gebietigen des Ordens mit jener Liebe und Treue gehangen, welche ein Volk seinem angestammten Herrscherhause entgegenzubringen pflegt.

Aber leider machten die Einrichtungen des Ordensstaates das Knüpfen solcher Bande beinahe unmöglich. Die mönchische Sägung der Bruderschaft verurteilte die Ritter zur Ehelosigkeit. Das junge Geschlecht, das die ergrauten Kämpen ablöste, war erst in Tagen der Mannbarkeit aus dem alten Vaterlande in die Ostmark gekommen. Da sie nicht jung gewesen waren mit den Jünglingen des Landes, so erschienen sie dem Alteingesessenen als Fremdlinge, die gekommen waren, Ernten einzuheimsen, die sie nicht gesät hatten. Dazu kam noch, daß die Ostmärker größtenteils zu dem niederdeutschen Stamme gehörten, während die Gebietiger des Ordens ganz überwiegend in Oberdeutschland ihre Heimat hatten.

Unter solchen Verhältnissen erscheint es uns wenigstens nicht ganz unbegreiflich, daß die Stände des Landes hochverräterische Beziehungen mit den Polen anknüpften und die Herrschaft des volksfremden Königs wie eine Erlösung aus schwerer Not herbeisehnten. Wollen wir jenen Tatsachen ihr Urteil sprechen, so dürfen wir nicht vergessen, daß nationale Gedanken in den Tagen Ulrichs von Jungingen kaum eine Rolle spielten und vor dem Bewußtsein religiöser Gemeinschaft völlig zurücktraten.

Während so die Zwietracht im Innern des Ordenslandes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bedrohlicher wurde,

wuchs die Macht der äußeren Feinde in geradezu erschreckender Weise. Als der Litauerfürst Jagiello der Erbin Polens die Hand reichte und die beiden Nachbarländer miteinander verband, wurde das Gebiet der Weichmünder von einem raumgewaltigen Staate umklammert. Es war geradezu selbstverständlich, daß die vereinigten Polen und Litauer versuchen würden, sich mit Gewalt einen Weg nach dem nahen Meere zu bahnen, daß es über kurz oder lang zu einem Zusammenstoß zwischen den Ordensrittern und König Jagiello kommen mußte.

Dabei war es um die Wehrmacht des Ordens bei aller Kriegstüchtigkeit der Ritter durchaus nicht zubeist bestellt. Solange die Litauer noch ihren heidnischen Götzen dienten, wallfahrteten jahraus, jahrein helle Haufen von Kreuzfahrern zum Baltischen Meere, um sich im Kampfe gegen die Ungläubigen Ablass und ewige Seligkeit zu erwerben. Reiche Fürsten und Könige führten dem Hochmeister wohlgerüstete Scharen zu und waren schon hochbeglückt, wenn sie für Kriegesmühen und Narben durch eine Ehrentafel im großen Kemter der Marienburg belohnt wurden. Nach der Befehung der Litauer war der Orden mit einem Male auf bezahlte Söldner angewiesen, deren Dienste mit Gold entlohnt werden mußten, obgleich ihnen die Inbrunst und fromme Begeisterung der Kreuzfahrer fehlten.

In so schwerer Zeit sollte der Orden seinen Entscheidungskampf mit den Polen ausfechten. Hätte damals ein verschlagener Diplomat das Amt des Hochmeisters bekleidet, ein listiger Menschenkenner, der es verstand, einen Feind gegen den anderen auszuspielen, so wäre es vielleicht noch möglich gewesen, das Verhängnis kurze Zeit hinauszuschieben. Ulrich von Jungingen war kein solcher Mann; wenn wir Enkel uns vor seiner Größe beugen, so gilt diese Huldigung weniger der Schärfe seines Verstandes als der Stärke seines Charakters. Und wir wollen dem Geschick dafür dankbar sein, daß es der ritterlichen Gemeinschaft, die in die Geschichte unserer Heimat so manche rühmliche Tat eintragen

durfte, in den Tagen der bittersten Not einen solchen Mann zum Führer gab. Sein Verdienst ist es, daß uns die Schlacht bei Tannenberg, wo am 15. Juli 1410 das Ordensheer von der feindlichen Übermacht vernichtet ward, wie eine urgewaltige, erschütternde Nordlandsage vorkommt. Wie die Brandungswelle nicht Halt machen kann auf dem Wege zum Felsgestade, an dem sie donnernd zusammenbricht, so lag auch für einen Ulrich von Jungingen der Gedanke an Rückzug und Flucht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Schreiten wir im Geiste neben dem siegreichen Polenkönige an der endlosen Reihe der gefallenen Ordensritter entlang, so überkommt uns ein ähnliches Gefühl, als wenn wir im Nibelungenliede von Hagens und Gunthers Todeskampf lesen. Nicht der Erfolg, der Wille macht den Mann! —

Trotz der furchtbaren Niederlage war dem Orden noch eine kurze Gnadenfrist gegönnt. Heinrich von Plauens Heldensinn verwandelte das Hochschloß der Ritter in eine unüberwindliche Feste, und einem Geschlagenen gleich mußte der stolze Sieger von Tannenberg nach Polen zurückkehren. Aber dennoch war der erste Thorner Frieden (a. 1411) nur ein Waffenstillstand. Das Verlangen der Polen, die Weichsel zu einem slavischen Strome zu machen, mußte mit jedem Jahre stärker werden, denn in jedem Frühling streuten polnische Bauern goldenes Saatkorn in frisch gebrochenes Neuland, und dem Drängen des mächtigen Nationalstaates, in dem der Wille eines einzigen unbeschränkten Selbstherrschers galt, konnte das von inneren Streitigkeiten zerrissene Ordensland auf die Dauer nicht widerstehen. Im Jahre 1457 hielt ein polnischer Starost seinen Einzug in die herrliche Burg Winrichs von Kniprode. Der fruchtbare Weichselgau ward im zweiten Thorner Frieden (a. 1466) polnischer Besitz, und die Ordensritter konnten sich noch glücklich schätzen, daß ihnen das östliche Preußen als polnisches Kronlehen belassen wurde.

Die wichtigsten Ereignisse der ruhmvollen Geschichte der Kreuzritter, welche die weiten Gebiete zwischen der

Oder und dem Finnischen Meerbusen dem Deutschland eroberten und so charaktervollen Gemeinwesen wie Danzig, Thorn und Königsberg zur Blüte verhelfen, haben sich in der prangenden Marienburg, dem gewaltigsten gotischen Bauwerk Norddeutschlands, abgespielt oder wenigstens vorbereitet.

Ursprünglich war auch das Hochmeisterschloß nur eine Komturei. Ihre Baulichkeiten bilden den Kern des eigentlichen Hochschlosses. Als dann der oberste Gebietiger des Ordens in sein hoffnungsvolles Nordlandsreich übersiedeln wollte, schuf man für ihn in dem Mittelschloß eine Residenz, um die jeder Fürst den Hochmeister beneiden mußte, und da durch die prächtige Hofhaltung die Zahl der Handwerker und Arbeiter mächtig answoll, mußte auch die Vorburg, in der die Wirtschaftsgebäude standen, sehr erweitert werden.

Man hört recht oft darüber Klagen, daß die Marienburg von einer gar zu reizlosen Landschaft umfungen sei. Daß wir in der Ostmark schönere Gegenden finden, läßt sich nicht leugnen, und doch meinen wir, das Hochmeisterschloß liege gerade an der richtigen Stelle. Wie die gotischen Dome Süddeutschlands uns am freiesten und stolzeften erscheinen, wenn sie sich in weiter Sirmebene auftürmen, so kommen auch die Ordensburgen am besten zur Geltung, wenn sie, wie unsere Marienburg, vom sanften Büchel über weite Fruchtgefilde hinwegschauen. Außerdem erkennen wir gerade an dieser Stätte am leichtesten, was der Orden für das Land geleistet hat. Ehe seine Gebietiger deutsche Ansiedler herbeiriefen, waren die üppigen Gefilde des Weichseldeltas, auf die wir von den Zinnen der Burg hinabblicken, pfadloser Sumpf, in dem höchstens der slavische Fischer mit Netzen und Schlingen den Fischen und dem Wassergevögel nachstellte.

Wir brauchen nur ein einziges Mal am sonnigen Sommerabend vom hohen Rogatdamm zur Marienburg hinüberzuschauen, um von dem landschaftlichen Rahmen dieses köstlichen Bauwerks eine bessere Meinung zu gewinnen. Ist das Hochschloß doch wuchtig und erhaben

genug, um die anmutige Stromlandschaft durch seine Würde zu adeln und dem idyllischen Bilde einen Zug epischer Größe zu geben.

Rechts von der Eisenbahnbrücke bilden stattliche Bäume einen schattigen Hain. Aber unser Blick ruht nicht lange auf den grünen Laubpollern, denn allzu mächtig lockt ihn das Glanzgefunkel, das die untergehende Sonne in den bunten Fenstern des schlanken, säulengeschmückten Giebels der Hochmeisterwohnung entzündet. Gerade jetzt, wo die senkrecht auffallenden Strahlen der Abendsonne in jede Nische und jeden Winkel hineinleuchten, scheinen die Ornamente der Türme und Zinnen aus der Fläche hervorzuwachsen und von innerem Leben zu glühen.

Vergleichen wir mit dem reichgeschmückten Giebel dieses Palastes die himmelhohen Mauern des Hochschlosses, deren winzige Fensteröffnungen ihre starre Größe noch auffälliger machen, so kommt uns die Kunde nicht überraschend, daß wir dort die fürstliche Residenz des Hochmeisters, hier die klösterliche Wohnstatt der Brüder zu suchen haben.

Ruft jener schimmernde Palast uns zu: „Seht her, ihr Leute, so reich sind die Herren in Preußen!“ so ergänzt das Hochschloß diesen Satz, indem es ernst hinzufügt: „Aber ihr Reich ist nicht von dieser Welt, und nicht auf Glanz und Prunk steht des Ritters Sinn, sondern auf seiner Seele Seligkeit.“

Den besten Überblick über die Umgebung der Marienburg gewinnen wir, wenn wir am hellen Juniabend zu dem schlanken Turm des Hochschlosses emporsteigen und durch die Turmluken in das weite Land hinausschauen. Wie friedlich und anmutig erscheint uns dann die grüne Landschaft, die uns umgibt und trägt! Eben verschwand die Sonne hinter den Höhen, die jenseits der Niederung das westliche Ufer der Weichsel begleiten. Noch ist's hell wie am Tage, aber der weiche Dunst der Mittagsstunden ist durchgeistigter Klarheit gewichen. Weit hin folgt unser Blick dem Silberband der Rogat, an der fern im Süden

walbige Hänge aufstreben, während am anderen Ufer der mächtige Deich dem Strome wie eine endlose Schlange folgt, die üppigen Fruchtfelder und Wiesen vor des Hochwassers Wut beschützend. Die Häuser der Stadt zu unseren Füßen muten uns an wie winziges Spielzeug. Deutlich erkennen wir den Grundriß der alten, wohlummauerten Ordensstadt. Sie besteht aus zwei breiteren und zwei schmäleren Längsstraßen, die von einer Menge Quergassen rechtwinklig geschnitten werden.

Ganz allmählich erblaffen die frischen Farben der Landschaft. Wohligh atmen wir die kühlere Abendluft, die mit dem Dufte des eben gemähten Heus geschwängert ist, und viel zu früh mahnt uns der Begleiter, die hohe Warte den huschenden Fledermäusen zu überlassen und wieder zu den Stätten der Menschen hinabzusteigen.

Überall merken wir es den hoheitsvollen Räumen des Schlosses an, daß die Baumeister nicht ängstlich jedes Goldstück zu drehen und zu wenden brauchten. Aber dennoch verlieren wir nie das Gefühl, an Stätten zu weilen, die eine geistliche Bruderschaft beherbergen sollten. Überall spricht die Göttin der Schönheit zu dem Beschauer, aber nicht die holde Jungfrau, die uns von des Lebens lachender Au erzählt, sondern eine hoheitsvolle, unnahbare Königin, welche die Züge der Gottesmutter, der Gebenedeiten, trägt, vor der die Kreuzritter betend in den Staub sanken.

Der Bann dieser Schönheit hält uns schon auf dem Hofe des Hochschlosses umfangen, wenn wir von dem gewölbten Kreuzgang zu dem schmucken Brunnenhäuschen hinabblicken. Hoch aufragende Mauern umgeben den weihvollen Raum, und doch sucht unser Auge nicht den blauen Himmel, sondern wird nicht müde, bald von diesem, bald von jenem Fenster aus den stimmungsvollen Platz zu bewundern.

Von dem Kreuzgange führt uns die Goldene Pforte zu der Marienkirche, dem wichtigsten Gotteshause der Burg. Nicht ohne guten Grund wird behauptet, diese Kirchenpforte sei „das Edelste und Zierlichste“, was man

im Ziegelbau, der nach der Natur seines Materials für künstliche, vielfach durchbrochene Zierarten wenig geeignet ist, irgendwo finden könne.

Wenn wir die Marienkirche, deren Ostwand das ungeheure Mosaikbild der Gottesmutter ziert, von der anderen Seite des Burggrabens betrachten, so erfreuen wir uns wohl der harmonischen Verhältnisse dieses Bauwerkes, aber von der königlichen Pracht, dem Gold- und Glanzgeflimmer, die das Innere der Kirche erfüllen, vermögen wir uns noch gar keine Vorstellung zu machen.

Es war eine schwere Aufgabe, Zierat neben Zierat zu setzen, jeden Geviertfuß der Wandflächen mit funkelndem Gold und sattem Purpurrot zu schmücken und doch einen Raum zu schaffen, der bei aller königlichen Pracht nicht prohenhaft und überladen erscheint. Schier unmöglich ist's, die Fülle der Ornamente, die Unzahl der Bilder und Statuen gesondert zu betrachten; ihrer sind gar zu viel, und doch will es uns dünken, der Einflang des Ganzen würde gestört, wollte man auch nur einen Gegenstand von seinem Plage entfernen. Das ist das schönste Lob, das der Wiederhersteller des Raumes sich wünschen kann.

Wohl feierte man in dem Großen Remter des Mittelschlosses rauschende Feste, wenn es galt, fremde Fürsten zu bewirten und wackeren Kreuzfahrern den heißersehnten Ehrentisch zu bieten, aber trotz alledem war die lichterfunkelnde, goldstrahlende Kirche des Hochschlosses herrlichstes Lustgemach. Flutete es dem frommen Ritter aus ihr entgegen wie ein Meer des Lichts, so mochte der harte Mann sich schon im Himmel wähen, wo ihm Maria, des Ordens holde Herrin, lieben Dank entbot für ein Leben voller Kampfesmühen, Gewissensnot und Entfagung. Das ist ja das Eigentümliche jener Zeit, daß man der Sinne buhlendes Locken nur ertötete, um es in reinerer, durchgeistigter Form wieder auferstehen zu lassen, daß Frau Venus auf ihre Gaben verzichten mußte, damit sie der Himmelskönigin mit verzücktem Stammeln als begeisterte Huldigung dargebracht wurden.

Auch hier im Gotteshause herrschte Frau Minne; zu ihrem Ruhme entzündeten sich auf seinem Goldgeschmeide tausend Sterne und Sonnen, wenn zu Mariens Preis brünstige Gebete gen Himmel stiegen.

Des Liedes Klang und der Orgel Ton fanden durch Schalllöcher in der Westwand der Kirche ihren Weg auch noch zu dem Kapitelsaal, wo die Vertreter des Ordens über wichtige politische Fragen berieten und die Wahl der Hochmeister und Gebietiger vorbereiteten. Trotz allen Schmuckes ist der hohe Pfeilersaal erfüllt von ruhiger, ernster Würde. Hier fanden die Kreuzritter die rechte Stätte zu der inneren Sammlung, welche die Vorbedingung wohlüberlegter Entschlüsse ist.

Haben wir in der Kirche und in dem Kapitelsaal die Räume kennen gelernt, wo sich die Weißmäntel zu glaubensinnigem Gebet, zu ernster Beratung zusammenfanden, so dürfen wir nun in den Räumen Umschau halten, wo sich ihr Alltagsleben abspielte.

Dieser weite Saal im Obergeschoß, dessen Gewölbe von schlanken Säulen getragen wird, ist der Speisesaal der Ritter. Hier streckten die Hungrigen an langen Tafeln die Hände zum einfachen Mahl, während ein Bruder fromme Legenden vorlas, das Geclapper der Löffel mit klarer Stimme übertönend.

Atmet der Konventspeiseremter klösterliche Einfachheit, so umgibt uns in der benachbarten Herrenstube ritterliche Pracht. Hier fand sich der Ritterkonvent zusammen, um bei einem Glase Wein und dem Klange der Laute für ein Stündchen die Sorgen zu vergessen, an denen es in der Geschichte des Ordens niemals fehlte. Der Wein, den sie aus den mächtigen Kannen in die zinnernen Becher gossen, war zum guten Teil heimisches Gewächs und auf den Uferhöhen der Weichsel gereift. Doch braucht uns deshalb kein kalter Schauer zu überlaufen, denn der Beutner, der in den weiten Grenzwäldern den Segen der Bienen erntete, hatte für den Wohlgeschmack des warmen Würzweins, der das Lieblingsgetränk der Ritter bildete, mindestens ebensoviel ge-

tan als der Küfer, der den Rebensaft so hinnehmen mußte, wie ihn die Nordlands-sonne werden ließ. In unseren Tagen hat Meister Steinbrecht, der treffliche Erneuerer der Marienburg, die Herrenstube mit allerlei Kronleuchtern, Lichterweiblein, Schiffsmodellen, Humpen und Musikinstrumenten so traulich ausgestattet, daß man dort gern mit frohen Gesellen an dem schweren Eichentisch näher zusammenrücken möchte.

Und doch werden wir, wenn wir hallenden Schrittes die hohen Säle durchwandern, ein quälendes Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit nicht los. Das Gehäuse ist geblieben und herrlich wieder hergestellt, aber längst erstarb das flutende Leben, das dereinst diese Räume erfüllte. Keine wiehernden Hufe stampfen im Burghof, keine dienenden Brüder eilen geschäftig Stiegen auf, Stiegen ab, keine schwere Hand fällt, in ehrlichem Meinungskampf das laute Wort bekräftigend, auf des Tisches hallendes Brett.

Dieses Gefühl verläßt uns, so widersinnig das auch klingen mag, noch am ehesten, wenn wir in dufsender Hochsommernacht im Mondlicht dem dämmerigen Wehrgang folgen und der bleiche, märchenhafte Schein hier ein hohes Fenster silbern erglühen läßt, während es in den Nischen und Torbögen um so finsterner nachtet. Dann glaubst du wohl, die Brüder träumten im weiten Schlafsaal dem Morgen entgegen und begleitest mit deinen Gedanken den Mondstrahl, der sich durch die bunten Scheiben stiehlt. Vielleicht küßt er dort ein wetterhartes Männerantlitz, über das ein glückliches Lächeln huscht. Ob der Schläfer der Stunde gedenkt, da im sonnigen Maingau weiße Arme eines Jünglings Nacken umfingen und am blühenden Hag ein fecker Fink der Liebe Allmacht jubelnde Lieder sang? —

Ehe wir das Hochschloß verlassen, werfen wir von dem Schloßhof aus noch einen Blick in die im Keller- geschoß gelegene Küche, deren Gewölbe von mächtigen Säulen getragen wird. Über dem ungeheuren Herde blißen mächtige Metallkessel; der Braten am Spieß

scheint auf den dienenden Bruder zu warten, der ihn über dem flackernden Feuer drehen und wenden soll.

Haben wir auch das riesige Bildschwein, das in einer Ecke der Küche hängt, zur Genüge bewundert, so schreiten wir auf luftiger Brücke über den tiefen, tiefen Graben des Hochschlosses hinweg, um nunmehr die schönsten Säle des Mittelschlosses zu durchwandern.

Wie die Marienkirche den Glanz- und Mittelpunkt des Hochschlosses bildet, so erkennen wir dem Sommerremter des Meisters den Preis zu vor allen Räumen des Fürstenschlosses. Ein einziger schlanker Granitpfeiler trägt das leicht ansteigende Spitzbogengewölbe, dessen Rippen sich gleich den Blättern eines hochansteigenden Palmbaumes emporkrümmen. Die Decke, welche der dünne Granitschaft trägt, überspannt eine Fläche von 171 Quadratmetern, und doch kommt keinem so recht zum Bewußtsein, welche gewaltige Last auf die zierliche Säule drückt. Ebenso wie eine glatte Balkendecke unseren Sinn zur Erde niederdrückt, lenken ihn die schlanken Gewölbekanten himmelan.

Die große Steinkugel, die dicht am Kamin in der Wand des Sommerremters eingemauert worden ist, erinnert uns an eine der bekanntesten Erzählungen aus der Geschichte des Hochmeisterschlosses.

Ein Verräter soll während der Belagerung der Burg durch Jagiello den Polen Zeit und Stunde angegeben haben, da der Hochmeister und seine Getreuen im Sommerremter Mats pflegen würden. Eine rote Mütze, die er ans Fenster hing, sollte dem Stückmeister der Feinde die Richtung angeben, die sein Geschloß nehmen müsse, um die einzige Säule des Remters zu zerschmettern und Meister und Brüder unter den Trümmern des einstürzenden Gewölbes zu begraben. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Die tückische Kugel verfehlte ihr Ziel und fuhr, ohne viel Schaden anzurichten, in die Wand des Saales.

Unmittelbar an den Sommerremter stößt der Winterremter des Meisters. Kein Führer brauchte dir zu sagen,

welches die beiden Räume seien. In dem Sommerremter glänzt es von unzähligen Fenstern sonnig hell; ohne die hohen Gewölbe könnte uns der Raum an eine luftige Veranda erinnern. In dem benachbarten Remter mahnen dagegen nicht nur die mit Kupferplatten bedeckten Öffnungen im Boden, durch die dereinst vom Keller her erwärmte Heizluft eintrat, den aufmerksamen Besucher daran, daß dies Gemach in der schlechteren Jahreszeit benutzt werden sollte; alles erscheint uns hier enger, wärmer und traulicher.

An den kleinen Remter reihen sich dann Meisters Stube, Meisters Gemach und die übrigen Räume der Hochmeisterwohnung, unter denen auch eine Hauskapelle nicht fehlt, in der eine Nachbildung des jüngsten Gerichtes, des berühmten Danziger Bildes von Hans Memling, einen trefflichen Platz gefunden hat.

Uns Spätgeborenen, die wir gewohnt sind, in den niedrigen, von ebenen Flächen begrenzten Räumen unserer Wohnzimmer zu hausen, kommen die Männer, welche ihre Tage in diesen gewölbten Hallen zubringen sollten, fast bedauerlich vor, da wir in ihrer Wohnung jene Gemütlichkeit vermissen, die unserer Meinung nach an trauliche Enge gebannt ist. Das ist aber wohl nur ein Vorurteil. Als Meister Steinbrecht seine im Mittelschloß gelegene Dienstwohnung mit einem Miets Hause vertauschen mußte, war ihm die quetschende Enge der Balkendecken anfangs nicht weniger unheimlich. Und liegt es nicht nahe, daß hochsinnigen Männern, deren Blick immer wieder dem köstlichen Spiel der Linien folgt, die hoch über ihnen steigen und fallen, auch durch das Auge große, dem Alltag fremde Gedanken vermittelt werden? —

Von der Wohnung des Hochmeisters können wir geradenwegs zu dem Großen Remter, dem herrlichen Festsaale des Ordens hinabsteigen, dessen heiteres Spitzbogengewölbe von drei schlanken Pfeilern ansteigt. Man kann diesem Meisterwerk kein schöneres Loblied singen als es Passarge in seinem Buche „Aus dem Wechsel-

delta“ getan hat, wenn er bei der Schilderung des Großen Meisters in die begeistertsten Worte ausbricht: „Was alle Zeiten erstrebt, wonach die Kunst in ihren höchsten Entwicklungen gerungen, was bis jetzt nur einmal annähernd das Griechentum erreicht hat, die Ausgleichung des Widerspruchs zwischen Ideal und Leben, Geist und Körper, Idee und Form, hier ist es zum ersten Male volle und ganze Wahrheit geworden. Was ist die Kunst und vor allem die Architektur anderes als das symbolisierte Streben des Menschengesistes, den Widerspruch zwischen Himmel und Erde auszugleichen, den Himmel zu erstreben und die Erde doch nicht zu lassen, dem Geiste, diesem ewig wandelbaren, einen Körper zu geben, Gigant zu sein und zugleich Mensch?“ —

Vor jenen zwanzig, dreißig Jahren bedeckte die heute kunstvoll verzierten und bemalten Wände des Großen Meisters nur des Kalkes schneeweiße Lünche. Doch so mancher wird sich jenes Bildes, das die Erhabenheit des Gewölbes noch besser hervortreten ließ, gar nicht ungerne erinnern. Gibt's doch auch Maler, die am liebsten entblätterte Bäume malen, weil sich an ihnen der wunderbare Ausgleich von Zug und Stütze, von Lichtstreben und irdischer Schwere am besten beobachten läßt.

Auch der östliche Flügel des Mittelschlosses, der lange Zeit als Speicher unwürdige Dienste leisten mußte, ist neuerdings in alter Pracht wiedererstanden. Er enthielt früher die Gastkammern, welche die Bestimmung hatten, den Gästen des Hochmeisters, an denen nie Mangel war, eine wohnliche Herberge zu bieten. Heute finden wir an ihrer Stelle einen weiten Saal, der sich wegen seiner Größe und Lichtfülle vortrefflich dazu eignete, die reichen Sammlungen des Schlosses aufzunehmen.

Am längsten hat die Wiederherstellung des nördlichen Flügels auf sich warten lassen. Hier befand sich an der Westseite die Firmarie, das Lazarett der Kreuzritter. An Kranken mag es ihm selten gefehlt haben, pflegt doch in solchen klösterlichen Gemeinwesen, in denen sich eine große Menschenzahl sammelndrängt, der Gesundheits-

zustand recht schlecht zu sein. Im östlichen Teile dieses Flügels wohnte der Komtur, der Stellvertreter des Hochmeisters.

An dieser Seite befindet sich auch der Haupteingang der Burg. Das trotzige Portal am Nordrande des Grabens, über dem das Wappen der Deutschritter prangt, zeigt dem Fremden sogleich, daß er in eine Festung Einlaß begehrt.

Gerade vor dem Haupttor der Ordensburg steht inmitten grüner Anlagen ein Denkmal Friedrichs des Großen von Rudolf Siemering, das am 7. Oktober 1877 enthüllt worden ist. An den Ecken des Sockels hat der Künstler die Hochmeister Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen, Winrich von Kniprode und Albrecht von Brandenburg in überlebensgroßen Figuren dargestellt.

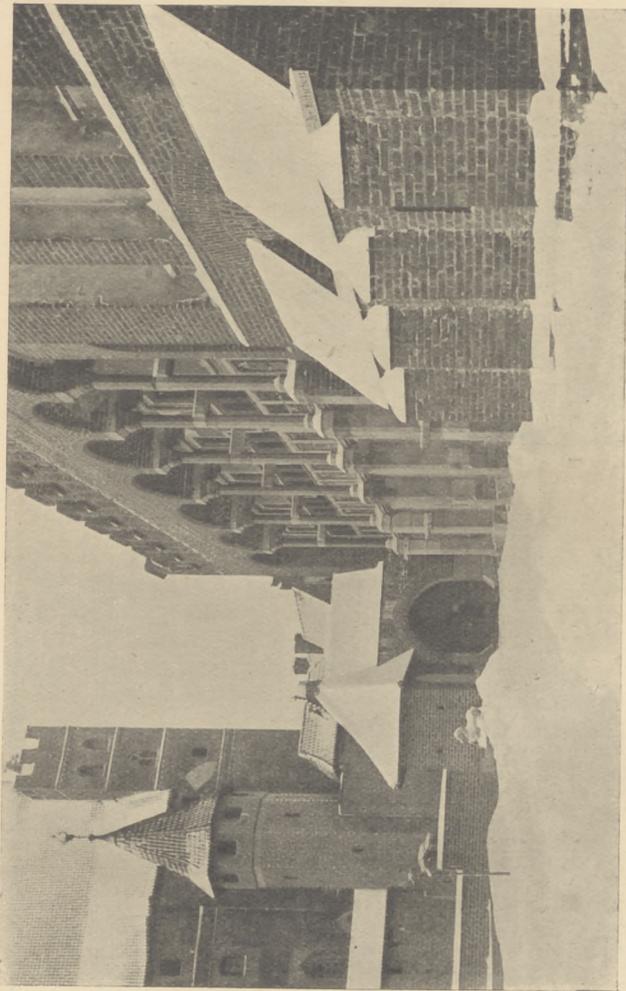
Der Bildner hat recht getan, den größten Hohenzoller und die gewaltigsten Hochmeister des Ordens durch dasselbe Denkmal zu verherrlichen. Haben sie doch an dem gleichen weltgeschichtlichen Werke mitgearbeitet. Dem deutschen Ritterorden und den brandenburgischen Herrschern haben wir es zu danken, daß die weiten Gebiete im Norden und Nordosten deutsch geworden sind. Infolge ihrer großzügigen Tätigkeit konnten die niederdeutschen Stämme einen so weiten Raum besetzen, daß ein Otto von Bismarck ihnen die politische Führung der Volksgenossen zu erkämpfen vermochte. Hierin, das dürfen wir nicht vergessen, besteht die weltgeschichtliche Leistung, welche von den Ordensrittern vollbracht worden ist. Ohne ihre Kämpfe wäre auch das deutsche Reich in seiner heutigen Begrenzung und seinen heutigen Machtverhältnissen niemals zustande gekommen. Aber wenn sich bei solchen Erwägungen unser niederdeutsches Stammesbewußtsein mächtig regt, wollen wir darüber nicht vergessen, daß unsere oberdeutschen Brüder den zukunftsreichen Kolonisten in der fernen Grenzmark viele ihrer besten Führer gestellt haben, waren doch gerade die gewaltigsten Hochmeister oberdeutschen Stammes und steht

doch im fernen Schwabenland auch die Stammburg der Hohenzollern.

Ist die Zeit des Gastes nicht gar zu knapp bemessen, so sollte er auch dem grünen Parcham der Marienburg einen kurzen Besuch abstatten. Unter Parcham (gleich Park, Pferch) verstehen wir den schmalen Ring grüner Gärten, der zwischen den Gebäuden der Burg und dem inneren Wehrgang die hochaufragende Beste umgibt. Die gewaltigen Mauern der Schloßbauten, die traulichen Häuschen der Torwächter, die trotzigen Türme und Zinnen der Wehrgänge, welche unter dem schwellenden Laub der Bäume, dem Gewucher der Schlingpflanzen fast verschwinden, vereinigen sich immer wieder zu köstlichen Bildern, von denen keins dem anderen gleicht.

In manchen Teilen des begrünten Rundganges sollen uns die ernstesten Lebensbäume und die an der Wand lehenden Grabtafeln daran erinnern, daß dort vorzeiten die Ordensritter ihre letzte Stätte fanden, wo sie von dem langen Kampf des Lebens ausruhen sollten. Die Hochmeister wurden dagegen in der St. Annenkapelle, dem Grabgewölbe unter der Marienkirche beigesetzt, in das wir bei dem Rundgang über den Parcham einen Blick werfen dürfen.

Aber nicht überall sieht es auf dem Parcham so ernst und feierlich aus. An anderer Stätte umhegen uns wieder freundliche Obst- und Blumengärten, deren anmutigster an der Südmauer des Hochschlosses von den wärmsten Strahlen der Sonne geküßt wird. Darum ließ sich der Bauherr die Mühe nicht verdrießen, dem Gaste hier ein Stück südlicher Natur vorzutauschen. Die Feigenbäume längs der Schloßmauer sind mit großen und kleinen Früchten bedeckt, die Pfirsiche und Aprikosen, die an den Spalieren emporklettern, liefern reiche Ernten, und selbst die Granatäpfel geben sich redliche Mühe, das nordische Klima während der Sommermonate erträglich zu finden. Zu diesen Südländskindern paßt der wuchtige Granitbrunnen, der die Mitte des Gartens ziert, aufs allerbeste. Auch dem gefiederten Volk scheint's hier treff-



Die Hochmeisterwohnung der Marienburg im Schnee



Ansiedelungsgehöft in Golenhofen (Posen)



Ansiedelungsgehöft in Golenhofen (Posen)

lich zu behagen. Überall flötet der Rothhänsling, immer wieder huschen Schwarzplättchen durch die dichten Rankenpolster des Efeus.

Neben dem gewaltigen Hochmeisterschloß tritt die Stadt Marienburg sehr zurück. Das Verhältnis ist hier gerade umgekehrt wie in der mächtigen Hansestadt Danzig, wo die Niederlassung der Kreuzritter neben dem aufstrebenden bürgerlichen Gemeinwesen, seinen riesigen Domen und prächtigen Rats- und Zunfthäusern wie eine unauffällige Beigabe erschien. In Marienburg mochte so mancher Brocken von der Herren Tische für die benachbarte Stadt abfallen, deren Handwerker von dem Leben und Treiben der Hofhaltung, dem fortwährenden Kommen und Gehen der Gäste sicherlich ihren Vorteil hatten. Da ist es denn auch verständlich, daß gerade die Marienburger mit unerschütterlicher Treue an den Weißmänneln hingen, und daß ihr wackerer Bürgermeister Blume seine Vaterstadt bis zum letzten Blutstropfen gegen die Polen verteidigte, die den Heldennut des deutschen Mannes so wenig zu würdigen wußten, daß sie ihm sein blutiges Haupt zu Füßen legten. Mit Recht hat man das Andenken des Getreuen durch ein schlichtes Denkmal geehrt, das bald einem würdigeren Monumente Platz machen soll.

Die Mauer der alten Ordensstadt, die eine rechtswinklige Fläche umgibt, ist auch heute noch zum Teil erhalten, doch suchen wir vergebens nach so malerischen Mauerrinkeln, wie sie uns die pommerschen Städte (Stargard, Pyritz u. a. m.) in schier überreicher Fülle bieten. Auch die Stadttore stehen hinter den wuchtigen Mauertürmen, die uns in Pommern und Brandenburg begegnen, sehr zurück. Am besten ist das Löpfertor erhalten, während man das Marientor durch neuere Zutaten völlig entstellt hat.

Am liebsten wird sich der Fremde unter den prächtigen Lauben des Marktplatzes ergehen, überdeckten Gängen, denen zuliebe der vorderste Teil der Erdgeschosse geopfert worden ist. Diese „Lauben“ sind keine Eigen-

tümllichkeit der Nordostmark. In Schlesien, in Böhmen, ja selbst in Italien (z. B. in Hirschberg, Trautenau, Turin) finden wir sie wieder. Und diese Bauart lag ja auch nahe genug, konnte doch der Kaufmann in den offenen Hallen seine Waren zur Schau stellen, ohne des Wetters Ungunst befürchten zu müssen. Durch gewaltige Brände sind viele der alten Häuser verschwunden, aber das Gepräge der Lauben ist doch im großen und ganzen dasselbe geblieben, so daß die charaktervolle Straße es noch heute verdient, neben der Danziger Topengasse und dem Thorner Marktplatz genannt zu werden.

In neuester Zeit hat sich das Bild der alten Ordensstadt sehr verändert. Ein Kasernenbau erhob sich neben dem anderen, und schlanke Fabriksschote beschauten sich in der dunkeln Flut der Rogat. Aber trotz alledem ist auch heute noch das mächtige Ordenschloß der herrlichste Besitz der aufstrebenden Stadt. Alljährlich durchwandern Tausende und aber Tausende mit staumender Seele und pochendem Herzen die stolzen Remter und malerischen Burghöfe. Auch vor uns ist heute die Größe und Herrlichkeit der ritterlichen Gemeinschaft lebendig geworden, welche die Ostmark in deutsche Erde verwandelt hat. Wenn es nun gilt, von ihrem gewaltigsten Bauwerk Abschied zu nehmen, so sei's mit dem Gelübde, das Werk, das die Ritter im fernen Osten vollbracht haben, zu erhalten und zu mehren. Das können wir Ostmärker nur dann, wenn wir allezeit dessen eingedenk bleiben, daß wir Deutsche sind, und zwar Deutsche auf Vorposten, die nur neben gefatteltem Roß der Ruhe pflegen dürfen.

### Aus dem Posener Lande.

Es gibt Länder, deren Kartenbild den Erdkundigen durch die anmutig geschweiften Küstenlinien und durch die mannigfaltigen, aber trotzdem zu höherer Einheit zusammengefaßten Formen der Erdoberfläche entzückt, und andere, die schon auf den ersten Blick recht öde

und langweilig erscheinen. Zu jenen möchten wir etwa Italien und Frankreich, zu diesen z. B. die Halbinsel Florida und die russische Landfeste rechnen. Auch an dem Kartenbild der Provinz Posen wird man schwerlich viel Gefallen finden. Vergleichen wir das Gebiet mit dem benachbarten Westpreußen, so kommt Posen dabei recht schlecht fort, denn abgesehen davon, daß es keinen Anteil an der Meeresküste besitzt, fehlen ihm auch beinahe alle jene auffälligen Akzente, welche das Kartenbild Westpreußens so reizvoll gestalten.

Ebenso wie Westpreußen wird auch Posen von Endmoränen durchzogen, aber nirgends türmen sich deren Hügel zu so ansehnlichen Bergen empor, wie sie uns westlich von Danzig begegnen. Landschaften, die, wie Kassubei und Elbinger Höhe, den Eindruck kleiner, scharf umgrenzter Gebirge machen, suchen wir in Posen vergebens. Die Zahl der Landseen ist dort stellenweise nicht geringer als jenseits des Neßebruchs. Aber den weiten Wasserbecken fehlen die Uferhöhen, denen der Ostrik- und Brodnosee ihre Schönheit verdanken. Die glitzernden Landseen, welche der Reisende bei der Station Amsee überschaut, sind anmutig genug, und doch darf man diesen Blick ebenso wenig mit der Aussicht von der Karthäuser Präsidentenhöhe vergleichen, wie sich der waldumrahmte Gurkasee mit den Radauneseen messen kann. An mächtigen Urstromtälern ist Posen sogar reicher als seine Nachbarprovinz, aber keines von ihnen erreicht die landschaftlichen Reize des Tales der unteren Weichsel, denn die Wasserfäden, die in den breiten Mulden des Posener Landes ihren Weg verfolgen, sind doch gar zu klein. Selbst den weiten Waldungen Posens fehlt das persönliche Gepräge, das den größten Wäldern Westpreußens, etwa den schwermütigen Kiefernforsten der Tucheler Heide oder den prächtigen Laub- und Mischwäldern des pommerellischen Waldgürtels zwischen Danzig und Lauenburg eigentümlich ist.

Der landfremde Reisende, der nach Westpreußen kommt, pflegt seine Teilnahme fast ausschließlich dem

Weichseltal zu widmen. Dieser Gau, der mit seinen fruchtbaren Niederungen und alten Ordensstädten das rechte Kernland der Provinz bildet, erscheint uns deshalb noch eigenartiger, weil er auf beiden Seiten von einsamen Hochländern begrenzt wird, die ihn sehr wirksam von den nächsten, von reicherm Leben erfüllten Flußtälern absondern. Die Provinz Posen stellt dagegen keine besonders charakteristische Landschaft dar, um so weniger, als ihr auf allen Seiten Grenzlinien fehlen, die irgendwie im Gelände begründet wären. So gar im Norden, wo das breite Netetal eine scharfe Grenzlinie hätte bilden können, haben sich die Politiker diese Sachlage nicht zunutze gemacht, sondern die Scheidelinie erst viel weiter im Norden, auf der Hochfläche der Seenplatte gezogen. Diese natürlichen Verhältnisse machen es auch begreiflich, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Vorschlag gemacht werden konnte, die Provinz Posen aus völkischen Gründen ganz zu beseitigen und ihre Bruchstücke den benachbarten Provinzen zu überweisen. Und warum sollte es sich von vornherein verbieten, Kreise wie Fraustadt und Lissa mit Schlesien, Schwerin und Mezeritz mit der Mark Brandenburg und das Netzegebiet mit Westpreußen zu vereinigen? —

Man braucht nicht im deutschen Mittelgebirge geboren zu sein, um die meisten Landschaftsbilder der Provinz Posen recht eintönig zu finden. Auch der Reisende, der das anmutige Küstengelände der Danziger Bucht seine Heimat nennt, wird sich in den weiten Ebenen des Warthe- und Netzegebietes wenig heimisch fühlen. Gern wollen wir zugestehen, daß auch die unabsehbaren Roggenschläge, wie wir sie etwa in der Gnesener Gegend finden, ihre malerischen Reize besitzen, namentlich kurz vor der Ernte, wenn Hagelschlag und Sturmesgewalt in die goldig glänzende Fläche weite Buchten wühlen und den weiten Feldern ein unruhiges Relief geben, wodurch es der Sonne möglich wird, Licht und Schatten unregelmäßig über die Flur zu verteilen und so das Bild zu beleben und zu verschönen. Aber die Zeit im Jahre, da die

Kornfelder in voller Pracht stehen, ist doch nur kurz, und immer wieder wird der Wanderer sehnsüchtig nach den gartenreichen Dörfern und laubreichen Baumgängen ausschauen, denen z. B. die Gegend bei Danzig und Elbing den Ruf ihrer Schönheit verdankt. Hier in Posen finden wir entweder endlose Kiefernwälder oder baumarmes Ackerland. Nur in wenigen Theilen des Landes treffen wir Wald und Acker in jenem freundlichen Wechsel, der manche Gegenden Norddeutschlands so anmutig erscheinen läßt, die von der Natur gar nicht reicher bedacht zu sein scheinen.

Dafür, daß die Einförmigkeit des Landschaftsbildes nicht gar zu groß wird, sorgt bis zu einem gewissen Grade der Umstand, daß fruchtbare und sandige Striche in der Provinz ganz unregelmäßig miteinander abwechseln. Da führt uns denn das Dampfroß bald durch goldene Getreidefelder dahin, bald begleiten uns dürftige Kiefernbestände, auf deren sandigen Lichtungen nur die Schafe spärliche Weide finden.

Infolge der geringen Niederschlagsmenge ist Posen verhältnismäßig arm an fließenden Tagwassern. Die lebendigen Bäche, die alle Schluchten und Täler des pommerellischen Waldgürtels und der Elbinger Höhe so anmutig beleben, suchen wir dort vergebens. Auf den Mangel an Niederschlägen muß es wohl auch zurückgeführt werden, daß, abgesehen von den Flußtälern, die Wiese in dem Landschaftsbilde der Provinz eine viel geringere Rolle spielt als in Ost- und Westpreußen. Posen ist eben in erster Linie ein Kornland, und die Ansiedelungskommission war nicht übel beraten, als sie ihre neuen Gründungen zu wiederholten Malen Korn-dorf taufte.

In West- und Ostpreußen bilden auch moorige Wiesengründe nicht selten recht freundliche Landschaften, weil jeder Entwässerungsgraben, jeder alte Torfstich von hochstämmigen Erlen begleitet wird. Auch dieser Baum ist in Posen lange nicht so häufig, und oft genug kommen wir an hohen Mauern schwarzer Ziegel vorüber, ohne

daß wir nur eine einzige Erle erspähen könnten, die z. B. südlich von Graudenz wohl in jedem Torfstich zu finden ist. Grade jener Baum Norddeutschlands, der uns am taufrischesten und wonnesamsten erscheint, die Rotbuche, vermag sich mit dem Trockenklima des Posener Landes nicht recht auszuföhnen, so daß er in den Laubwäldern zumeist von der Eiche vertreten wird, die in dieser Hinsicht weniger anspruchsvoll ist, aber dafür auch den Wanderer nicht durch jene Schattenkühle entzückt, um deren willen wir im Hochsommer so gern in unsere Buchenwälder flüchten.

Infolge ihrer klimatischen Sonderstellung, die vor allem durch Trockenheit und Sommerwärme gekennzeichnet ist, hat die Provinz Posen ja auch ein gutes Anrecht darauf, ein steppenhafteres Gewand zu tragen als das benachbarte Preußen. Ohne Zweifel könnte unter den ostdeutschen Großstädten Posen am ehesten als eine Stadt der Steppe bezeichnet werden, denn in Königsberg spüren wir schon den Salzhauch des Meeres, und schauen wir von Breslau gen Süden, so heben sich schon blau und duftig die Vorhöhen der Sudeten aus der Ebene empor. Daß die Pflanzen im Weichbilde der Stadt Posen andere Lebensbedingungen vorfinden als etwa bei Graudenz und Konitz, erkennt schon der flüchtige Reisende, wenn ihm in den Posener Parkanlagen der schwere, unangenehme Blütenduft von *Ailanthus glandulosa*, dem Götterbaum, auffällt, dessen Keimlinge am Bahnhof unter den alten Stämmen fröhlich aufgehen, und wenn er sich über die Menge der Platanen wundert, die wohl an der Küste der Ostsee, aber nicht mehr auf der Höhe der baltischen Seenplatten gedeihen wollen.

Immerhin dürfte es nicht so sehr auf das Klima des Landes wie auf die Eigenart der Bewohner zurückzuführen sein, daß die Provinz Posen so arm an schattigen Bäumen ist. Die prächtigen Parkanlagen so manches Magnatensitzes (vgl. Dwinsk, Rogalinek, Pawlowitz u. v. a. m.) zeigen uns zur Genüge, daß auch hier die Laubbäume verständige Pflege mit freudigem Wachstum be-

lohnem, aber nur die Adligen ließen es sich angelegen sein, neben ihrer Bohnstätte auch für einen Garten zu sorgen. Die Bauern und Kätner kümmerten sich um solchen Schmuck des Daseins nicht viel, sondern waren schon zufrieden, wenn sie durch ein windschiefes Strohdach gegen die Unbill der Witterung geschützt wurden. Dort, wo sich Deutsche niederließen, wie in den Hauländereien bei Neutomischl, bei Fraustadt u. a. a. D. m., fehlt es auch an Bäumen nicht, während die Instkaten der kujawischen Güter, die ohne Baum und Strauch inmitten der endlosen Kornflur dastehen, durch ihre Kahlheit nicht selten geradezu abschreckend wirken. Auch hier scheint sich der alte Erfahrungssatz zu bewähren, daß die Vorliebe für Gärten und Parkanlagen eine Eigentümlichkeit alter Kulturvölker ist, denen jahrhundertlang Arbeit die Möglichkeit verschafft hat, sich in ihren Mußestunden einer solchen Liebhaberei zu widmen, die eine gewisse Verwandtschaft mit den künstlerischen Neigungen des Menschen nicht verleugnen kann.

Die Naturfreude und der Schönheitssinn des Deutschen, dem die Dorfmark zum „weiten Gottesgarten“ wird, ist den Slaven fremd. Ihre Einbildungskraft, ihr Sehnen, sich über die Sorgen des Alltags zu erheben, findet nur bei dem Gottesdienste Nahrung. Ihrer ganzen Art entsprechend ziehen sie auch dabei das Übersinnliche in den Bereich irdischer Sinnlichkeit herab. So wird den Bewohnern der schmutzigen Katen die goldstrotzende Kirche zu einer Art Empfangsalon der Heiligen, in dem sie sich bei Lichterglanz und Weihrauchduft für die elende Lage ihres entbehrungsreichen Lebens nach Kräften entschädigen wollen. Darum ist auch der Barockstil die beste Bauweise für die Kirchen dieses Volkes. Er gestattet eine Glanzentfaltung, welche das Auge der Kirchgänger blendet, und bleibt doch sinnlich, irdisch genug, um sich ihrem Gefühlsleben anzupassen. In den gotischen Domen des Rheinlandes, in den ernsteinfältigen Backsteinkirchen der baltischen Küstenstädte würden sich diese Menschen nie heimisch fühlen.

Was in Posen an deutscher Kulturarbeit geleistet wurde, ist sicherlich selbst dann, wenn wir gar nicht lange Jahrhunderte, sondern nur das letzte Menschenalter berücksichtigen, sehr viel mehr, als viele unserer Volksgenossen glauben möchten.

Die polnischen Einwohner der Provinz sind auf ihre schmucke Hauptstadt nicht wenig stolz und werden ordentlich beredt, wenn sie dem Fremden ihre glänzenden Geschäftsstraßen und denkmalgeschmückten Plätze zeigen können. Darüber vergessen sie nur allzuleicht, daß die Deutschen es sind, die ihnen dieses „zweite Warschau“ geschenkt haben, und daß Posen nach Fug und Recht viel weniger ein „Kleinwarschau“ als vielmehr ein „Kleinberlin“ genannt werden mußte. Deutscher Geist und deutscher Fleiß haben die stolzen Sandsteinpaläste in Posen W aufgeführt, über die der Turm der Kaiserpfalz gebietend hinwegschaut, und damit ein Stadtviertel geschaffen, in dem sich selbst der Berliner über die Großzügigkeit und Raumverschwendung wundern muß, die sich Stadtverwaltung und Baumeister leisten durften. Durch deutsche Gründlichkeit und Sauberkeit ist dafür gesorgt worden, daß auch die engebauten Straßen und Höfe der alten Stadt heute einen anheimelnden Eindruck machen, und ohne die deutschen Beamten, die deutschen Offiziere vermöchte manch glänzendes Kaufhaus, manch wirtlicher Gasthof kaum zu bestehen. Wenn uns vor einem Menschenalter Posener Verwandte in Danzig besuchten (Posen zählte damals 60000, Danzig 110000 Einwohner), waren sie vor den Schaufenstern der Langgasse des Staunens voll und konnten nicht genug davon erzählen, wie Kleinbürgerlich schlicht es in ihrer Heimat zugeht. Heute vermöchte einem Bürger der jüngsten Residenzstadt das Danziger Straßenleben kaum noch sonderlich zu imponieren. Höchstwahrscheinlich würde er sich sogar über den Raummangel, unter dem die alte Hansestadt zu leiden hat, höchst absprechend äußern und seinen Gastgebern herausfordernd zurufen: „Da solltet Ihr mal erst in die Posener Neustadt

kommen! Zwischen der Kaiserpfalz und der Akademie kann man doch wenigstens frei atmen. Und wie schön sitzt es sich dort zur heißen Sommerszeit an dem silberglänzenden Parkweiber! Ihr habt in Eurer ganzen Stadt ja keinen ordentlichen Rasenfleck!“

In den Jahren, von denen wir eben sprechen, galt in Posen auch noch nicht die Losung: „Jeder zu den Seinen“, durch die Deutsche und Polen streng gesondert werden, sondern die kleinen Gewerbetreibenden, die damals den Grundstock der Bevölkerung bildeten, mußten ohne Rücksicht auf ihre Abstammung schon aus wirtschaftlichen Gründen miteinander auszukommen suchen. Hättest du in jenen Tagen den jovialen polnischen Gastwirt aus der Posener Altstadt, der behäbig — trotz eines fehlenden Westenknopfes — am Schenkstisch lehnte, oder den polnischen Reisenden, der in der Ostmark Posener Branntwein oder Holzwaren vertrieb, danach gefragt, wie er sich eigentlich zu Polen und Deutschen stelle, so würde er dir etwa zur Antwort gegeben haben: „Mein lieber Herr, ich habe eine Frau und fünf Kinder, und das Jahr ist lang. Wer mir etwas zu verdienen gibt, ist mein Freund, mag er Pole sein oder Deutscher, denn dem Gelde, für das ich den Meinen Brot kaufe, kann ich es nicht ansehen, von wem es kommt.“ Erst als von ehrgeizigen, selbstsüchtigen Aufhebern der Streit in die allerstillsten Winkel getragen wurde und die Polen erkannten, daß ihrer genug geworden seien, um sich im wirtschaftlichen Leben auf den Kreis der Volksgenossen zu beschränken, nahm der frühere idyllische Zustand ein Ende. Seitdem hat der Wohlstand des polnischen Mittelstandes einen unerhörten Aufschwung genommen, und allüberall drängen sich die Slawen mit ihren politischen Forderungen geräuschvoll hervor. Trotz alledem bietet wohl gerade ihr wachsendes Nationalvermögen die Gewähr dafür, daß sie sich nicht so bald zu übereilten Schritten verleiten lassen. Wer etwas hat, setzt es nicht so leicht auf's Spiel. Die größten Maulhelden der polnischen Aufstände brauchten keinen Möbel-

wagen dazu, um ihre bewegliche Habe mit sich zu führen.

Mittlerweile sind aus der Stadt Posen sozusagen zwei Städte geworden, eine deutsche und eine polnische, und der Kartenzeichner könnte auf die Idee kommen, auf dem Posener Stadtplan gleichzeitig das deutsche und polnische Posen darzustellen, in ähnlicher Weise, wie man etwa auf Karten des modernen Roms mit einer anderen Farbe auch die Gebäude der alten Kaiserstadt einträgt. Schon die Auslagen der Schaufenster und die Schilder der Kaffeehäuser und Gasthöfe verraten es dir, ob ihre Inhaber auf deutsche oder auf polnische Kundschaft rechnen. Nur jene Geschäfte der Hauptstraßen, die mit dem großen Verkehr und nicht mit einem feststehenden Kundenkreis zu rechnen haben, vermeiden es ängstlich, ein bestimmtes Volkstum herauszukehren. Sonst aber wirst du den Deutschen von dem Polen leicht unterscheiden können. Die Auslage dieser Buchhandlung, in der Broschüren über die Ostmarkenfrage neben der neuesten Nummer des Kladderadatsch hängen, wird für einen Polen nur wenig Verlockendes haben, während sich in jenen Läden, in deren Schaufenstern das deutsche Schrifttum eigentlich bloß durch Reiseführer vertreten ist, wohl sehr selten deutsche Kunden einstellen mögen. Wo Gasthöfe und Kaffeehäuser ebenso schwülstige wie nichtsagende französische Namen führen, da gehen die polnischen Geistlichen, die polnischen Landwirte ein und aus, während Namen wie Reichshof, Deutsches Haus, Kaffee Hohenzollern etwa das gleiche bedeuten wie eine Tafel mit der Aufschrift „Polnischer Besuch verboten“.

Daß an diesen Stätten, wo sich gemeinhin nur Angehörige des gleichen Volkes zusammenfinden, gehörig politisiert und auf den Gegner gescholten wird, versteht sich von selbst. Als ich kurz nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Posen weilte, stand überall die zu erwartende Abrechnung mit Rußland im Mittelpunkt des Interesses, und unsere Posener Volks-

genossen waren sich darüber einig, daß dieser Kampf zur dauernden Besetzung des polnischen Weichselgebietes führen müsse, Zukunftsträume, denen sich der ostmärkische Geograph nicht ohne bange Sorge überlassen konnte, da alle Studienreisen in diesem Okkupationsgebiete wohl einen beträchtlichen Aufwand an Insektenspulver erheischen würden. In Wirklichkeit dürfte unser deutsches Volk um der militärischen Vorteile willen, die eine solche Grenzverlegung zu bieten vermöchte, die schweren völkischen Nachteile wohl kaum in Kauf nehmen, welche die Vermehrung der polnischen Mitbürger mit sich bringen müßte.

Durch die Tatsache, daß uns in den Hauptstraßen der Stadt eine so große Zahl eleganter Polen und Polinnen begegnet, dürfen wir uns beileibe nicht zu dem Glauben verleiten lassen, dieser schimmernden Außenseite des Lebens entsprächen auch die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen der preußischen Polen. Unseren slavischen Nachbarn höhere geistige Kultur schlechthin absprechen zu wollen, wäre eine Ungerechtigkeit, können sich doch die Polen einer ganzen Menge tüchtiger Schriftsteller und Maler rühmen. Die Werkstätten geistiger Arbeit haben wir aber in Warschau und nächst dem in Krakau zu suchen, während unsere preußischen Polen schon wegen des Lehrplans der höheren Schulen, die sie wohl oder übel besuchen müssen, nicht recht imstande sind, sich mit den geistigen Leistungen ihres Volkes gründlich vertraut zu machen. Deshalb sollen wir jene geschneigelten Herren und Dämchen nicht überschätzen. Die große Mehrzahl davon gehört zu der Menschenklasse, die Schneider und Handschuhmacher anbietet, damit die glänzende Hülle den lieben Nächsten über die Leere ihres Innern hinwegtäusche.

Begegnen wir schon in Posen auf Schritt und Tritt den Spuren der deutschen Arbeit, die den früher so beschaulichen Ort in eine glänzende Residenz verwandelt hat, so muß man die Blüte des gewerblustigen und handelsbeflissenen Bromberg in noch weit höherem Maße

auf deutsche Kulturarbeit zurückführen. Daß an dem Orte, wo wir die Stadt Posen finden, eine städtische Siedelung entstand, erklärt sich schon durch die Gunst ihrer Lage, die durch die Abgrenzung der preußischen Provinz noch vergrößert wurde, weil nunmehr Warschau aufhörte, seinen Einfluß auf dieses Gebiet in allen möglichen Dingen geltend zu machen. Schon der Umstand, daß die Stadt Posen gerade in der Mitte der preußischen Provinz gelegen ist, bot ihr große Vorteile, war sie doch der natürliche Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes, dessen dichter und immer dichter Ausbau, der auch aus strategischen Rücksichten notwendig wurde, in dem ebenen Lande auf keine wesentlichen Hindernisse stieß. Es liegt ja im Wesen dieser Verkehrslinien, daß sie den durch sie begünstigten Orten — wir brauchen dabei nur an die schlummernde Hauptstadt Spaniens zu denken — fast ohne das Zutun ihrer Bürger zu Gedeihen und Blüte verhelfen. Die Vorteile der Bromberger Handelslage mußten dagegen erst durch menschliche Tätigkeit recht nutzbar gemacht werden. Wenn die Brahestadt heute vor allem im Holz- und Zuckerhandel des deutschen Ostens eine wichtige Rolle spielt, so ist das in erster Linie ein Verdienst des alten Fritz, der mittels des Bromberger Kanals eine treffliche Verbindung zwischen Oder und Weichsel geschaffen hat. Erst durch den Bau dieser Wasserstraße wurde es den Brombergern ermöglicht, den Umstand recht auszunützen, daß der günstigste Weg, der dem Binnenhandel nach dem deutschen Osten offen steht, in dem gewaltigen Urstromtal entlangführt, wo dereinst die Fluten der oberen Weichsel den Weg nach Westen fanden. Da bei Bromberg noch außerdem einer der wichtigsten Bahnknoten der Ostmark entstand, ist es nicht zu verwundern, daß die Bevölkerung der Stadt überraschend schnell zugenommen hat, und daß Bromberg gar bald die Zahl der deutschen Großstädte vermehren wird. Vielleicht wäre sogar die Behauptung nicht allzu feck, daß diese rasch erblühende Siedelung dereinst auch die Stadt Posen überflügeln dürfte, da das sprun-

hafte Wachstum, daß die Provinzialhauptstadt in dem letzten Menschenalter gezeigt hat, zum guten Teile auf künstliche Begünstigungen seitens der preußischen Staatsregierung zurückgeführt werden muß, die im gleichen Grade nicht andauern können. Weil Bromberg bei der Besetzung des Nehetales durch preußische Truppen kaum 1500 Einwohner zählte, versteht es sich von selbst, daß die Straßen und Plätze der lebhaften Stadt durchaus modernes Gepräge zeigen. Die mehr als 60000 Deutschen, die sich hier zusammenfanden, sind eben Kolonisten und Kolonistenkinder, die noch keine Zeit fanden, irgendwelche Stammeseigentümlichkeiten scharf herauszubilden. Daß erst der Deutsche die Gunst der Bromberger Verkehrslage nutzbar zu machen verstand, ist in Wirklichkeit nicht gerade wunderbar, denn von einem Volke, in dem der Bürgerstand durch eigenständige Magnaten mit allen erdenklichen Mitteln dar- niedergehalten wurde, durfte man nicht erwarten, daß es sich Plänen zuwandte, die über die Befriedigung der allernächsten Bedürfnisse hinausreichten.

Während die Stadt Bromberg am besten als die Vertreterin der neuen, unter preußischer Herrschaft mächtig aufstrebenden Provinz gelten darf, fühlen wir uns in manchen Straßen Gnesens so recht auf dem Boden des alten polnischen Landes, in dem neben dem allmächtigen Adel die Geistlichkeit der einzige lebensfähige und geachtete Stand war. Die Orte dieser Größenklasse, zu der vor allem Hohensalza, Gnesen und Schneidemühl gehören, verdanken den raschen Aufschwung der jüngsten Zeit in erster Linie dem Ausbau des Eisenbahnnetzes. Daneben pflegt, wie namentlich in Gnesen und Hohensalza, auch die Verstärkung der Garnison sehr viel zur Vermehrung der Einwohnerzahl beizutragen. Mögen die meisten Straßen dieser Städte erst in den letzten Jahrzehnten entstanden sein, so machen diese ostmärkischen Siedelungen im Vergleiche zu ebenso großen Plätzen Mitteldeutschlands, die auf eine lange Geschichte zurückblicken, doch einen recht ärmlichen Eindruck. Die

Hauptstraßen Gnefens dünken uns am ansehnlichsten, wenn die elektrischen Straßenlampen das Laubwerk der stattlichen Linden, von denen die schmuckste Straße des Ortes ihren Namen hat, mit ihrem weißlichen Lichte übergießen. Selbst die Zimmer der meisten Gasthöfe erinnern uns daran, daß wir, was die Forderungen der Zivilisation anbetrifft, hier auf Neuland weilen. Sehnsüchtig gedenken wir in den geschmacklos ausgestatteten Schlafkammern, die nicht immer von der Sauberkeit des Haushaltes zeugen, der wohllicheren Gasthöfe unserer deutschen Alpenländer, in denen, so einfach sie auch sein mögen, doch alles Hand und Fuß hat und von dem gesunden, praktischen Sinn der Besitzer zeugt. Hier in der Grenzmark wollen die Gasthöfe zumeist nichts weiter sein als Herbergen der Geschäftsreisenden, die zufrieden sind, wenn sie im Gastzimmer eine behagliche Stätte finden, und wenn das Bett ihres Zimmers den gewöhnlichsten Anforderungen entspricht. Da ist es denn begreiflich, daß wir uns nicht selten verwundert die Augen reiben, wenn wir aus dem ganz schmucken Speisesaal in eine Schlafkammer geführt werden, in der ein staubiges und verschliffenes Sofa, schmutzige Fenstervorhänge und ausgefranste Teppiche um den Preis der Unsauberkeit und Armut zu streiten scheinen.

Um zu erfahren, welche Bedeutung die Eisenbahn und die Soldaten für die Entwicklung dieser Städte hatten, brauchen wir nur ein paar Abende in den Gasthöfen zu sitzen, wo Handlungsreisende und einheimische Gewerbetreibende über die Geschäftslage und die „gute, alte Zeit“ zu plaudern pflegen. Wortreich setzt da ein kleiner dicker Herr einem Fremdling auseinander, er könnte längst ein mehrfacher Millionär sein, wenn er vor jenen dreißig Jahren nur zugegriffen hätte. Damals habe ein Anwesen, auf dem später die glänzendsten Geschäftshäuser der Lindenstraße errichtet worden seien, für ganze 45 000 Mark zu Verkauf gestanden. „Auch der Platz, wo dies Hotel steht, gehörte noch dazu. Dort, wo die

große Gartenveranda gebaut worden ist, lag ein Misthaufen, und wo jetzt der Goldarbeiter H. wohnt, waren die Kartoffelmieten.“ So gibt einer nach dem anderen lange Berichte zum besten, die alle zu ihrem Teil die Wahrheit des Goetheschen Gedichtes bestätigen, daß die „Göttin Gelegenheit“ den unruhigen Menschen nur allzu gerne ein Schnippchen schlägt.

Dank den Eisenbahnen sind viele der kleineren und kleinsten Städte überraschend schnell emporgediehen. Hören wir, daß Alhausen oder Bdorf in einem Jahrzehnt seine Einwohnerzahl verdoppelt hat, so bietet uns dafür nicht selten schon die Eisenbahnkarte unseres kleinen Kursbuches eine völlig genügende Erklärung, und erfahren wir, daß es mit anderen Städten ähnlicher Größe gar nicht vorwärts gehen will, so dürfen wir getrost die Frage aufwerfen, welcher begünstigte Nachbar ihnen bezüglich der Verkehrswege den Rang abgelassen habe.

Ob eine Kleinstadt von 4—5000 Einwohnern zu der ersten oder zweiten Klasse dieser Siedelungen gehöre, kann man ihr zumeist sehr bald ansehen. Geht es in ihr rüstig voran, so erheben sich zwischen den schlichten Häuschen aus Vätertagen nagelneue Gasthöfe und große Warenhäuser mit blanken Schaufenstern. Vielleicht grüßt uns sogar der stattliche Ziegelrohbau eines eben aufgeführten Kreishauses, da, wie wir gleich darauf zu hören bekommen, der Landrat vor einigen Jahren seinen Wohnsitz aus der stilleren Nachbarstadt nach dem lebhafteren K. verlegt habe. Wenn dagegen die betreffende Stadt in der letzten Zeit in das Hintertreffen geraten ist, so fehlen alle jene Zeichen hoffnungsfreudigen Lebens. Auf Markt und Gassen waltet dann der heilige Schlendrian, und manchem alten Gemäuer fehlt Halt und Unterstützung, weil man sich davon in Zukunft keine rechten Dienste mehr zu versprechen wagt.

Die unscheinbaren Zwergstädte, an denen die Provinz so überreich ist, sind in Wahrheit eigentlich nichts als zwar volkreiche, aber zumeist recht ärmliche Landgemeinden, in denen selbst die Gebäude am Markt nur

wenig von städtischen Wohnhäusern an sich haben. Am seltsamsten muten sie uns an, wenn sie größeren Plätzen so nahe liegen, daß sich in ihnen die Vorposten großstädtischen Lebens mit den Resten urväterischer Barbarei in der auffälligsten Weise gemischt haben. Neben ländlichen Hütten ragt dann wohl eine mehrstöckige Mietskaserne empor, und zwischen schmutzigen Kleinstadthäusern, mit denen seit Jahr und Tag weder Maurer noch Tüncher zu tun hatten, preist ein grell aufgeputztes Warenhaus marktchreierisch seinen Fünfgrößenkram an. Wer Siedelungen dieser Art kennen lernen will, braucht seinen Fuß nur einmal in das landschaftlich so hübsch gelegene Moschin zu setzen, ein südlich von Posen gelegenes Städtchen, das etwa 2000 Einwohner zählen mag.

Von allen Ständen, die in den von Polen bewohnten Gebieten des preussischen Staates vertreten sind, hat in dem letzten halben Jahrhundert der Bauernstand unstreitig die größten Fortschritte gemacht. Wer in der Provinz Posen verfallene Gehöfte, schlecht bestellte Acker und saure Wiesen zu finden meint, wird dort arg enttäuscht werden. Überall sieht man, daß sich die Bauern die Mahnungen jener Parteiführer zu Herzen genommen haben, die sie anfeuernten, fleißiger und betriebsamer zu sein als die Deutschen, weil das der einzige Weg sei, welcher zur langsamen, aber sicheren Eroberung der heimischen Scholle führen könne. Überall haben sich die Besitzer zu Genossenschaften zusammengeschlossen, die dem wirtschaftlich Schwachen Geld verschaffen, gemeinsam Saatgut und Dünger kaufen und für die beste Verwertung und den lohnendsten Absatz der Erzeugnisse sorgen.

Die Folgen dieses Eifers ließen nicht lange auf sich warten, und schließlich sah die Regierung ein, daß die Geltung der Deutschen in der Ostmark nur durch außerordentliche Maßnahmen erhalten und gefördert werden könnte, zeigte es sich doch bei den Volkszählungen immer wieder, daß die polnische Bevölkerung rascher zunahm als unsere ostmärkischen Volksgenossen.

Um diesen Gefahren zu begegnen und zu verhüten,

daß der Boden der Ostmark mitten im Frieden von den Feinden unseres Volkes erobert würde, schuf man auf Bismarcks Anregung hin die Ansiedlungskommission. Ihre Aufgabe sollte darin bestehen, in Posen und Westpreußen polnische Güter aufzukaufen und die neu erworbenen Ländereien mit deutschen Bauern zu besetzen, die durch die Art des Kaufvertrages gehindert werden, ihr Gehöft an polnische Käufer zu veräußern. Man erreichte das in der Weise, daß die Besizung zwar allmählich durch Zahlung einer Rente in das volle Eigentum des Ansiedlers übergeht, ein bestimmter Teil der Kaufsumme aber für ewige Zeiten als unkündbare, der Ansiedlungskommission gehörige Hypothek auf dem Gutchen eingetragen bleibt. Sie sichert jener Behörde das Recht, alle Verkäufe zu verbieten, welche mit ihren völkischen Aufgaben unvereinbar sind.

Als die Kommission im Jahre 1886 ihr Werk begann, fiel es anfangs nicht schwer, den Grund und Boden zu erwerben, dessen sie für ihre Tätigkeit bedurfte. Aber nur allzu rasch erkannten die Polen die Gefahr, welche ihnen von der neuen Behörde drohte, und die polnische Presse brandmarkte alle die, welche ihr Land den Deutschen verkauft hatten, als eigensüchtige Verräter an der heiligen Sache der Volksgenossen. So kam es denn, daß die Bodenpreise bald eine schwindelnde Höhe erreichten, und daß schließlich selbst zu diesen Phantasiepreisen keine Hufe mehr aus polnischen Händen zu erstehen war. Deshalb mußte sich die preussische Regierung zuletzt zu dem vielumstrittenen Enteignungsgesetze entschließen.

Trotz aller Schwierigkeiten ist es aber der Kommission in den 28 Jahren ihrer Tätigkeit gelungen, mehr als den zehnten Teil der beiden Provinzen in deutsches Bauernland zu verwandeln, Hunderte deutsche Dörfer zu gründen und Zehntausende deutscher Familien in der gefährdeten Ostmark heimisch zu machen, ein stolzer Erfolg, der dem Ansiedlungswerk den herzlichsten Dank aller Volksgenossen sichert.

Man hatte es sich in den achtziger Jahren zur Aufgabe gemacht, durch die Gründung neuer Dörfer den Deutschen in solchen Kreisen, wo sie völlig zu verschwinden drohten, wenigstens die Bedeutung einer beachtenswerten Minderheit zu verschaffen, und ihnen dort, wo sie schon um den Vorrang kämpften, durch die Einwanderung arbeitswilliger Volksgenossen den Sieg zu sichern. Daneben bemühte man sich, solche Städte, deren deutscher Mittelstand gefährdet war, durch Ansiedlungsdörfer einzukreisen, um so die Kunden des deutschen Handwerkers und Kleinhändlers zu vermehren und ihren wirtschaftlichen Zusammenbruch zu verhüten. Eigentlich erscheint es fast als überflüssige Mühe, die Aufgaben der Kommission im einzelnen zu erörtern, denn wünschenswert ist die Ansiedlung deutscher Bauern überall, wo ihr wirtschaftliches Gedeihen nur irgendwie gewährleistet ist, selbst dort, wo der Boden ausschließlich deutschen Großgrundbesitzern gehört. Vermögen doch die dörflichen Siedelungen weit mehr Menschen aufzunehmen als die Instkaten der Rittergutsbesitzer. Es ergäbe sich also selbst dann ein Vorteil, wenn es anginge, jene Insthäuser mit deutschen Arbeitern zu füllen, was heute bei der allgemeinen Lage der Ostmark schlechtdings unmöglich ist.

Ehe ein von der Ansiedlungskommission erstandenes Rittergut mit Kolonisten besetzt werden kann, ist noch eine Unmenge Arbeit zu leisten, denn wollten wir eine solche Besetzung einfach in zwanzig, dreißig gleichgroße Stücke zerlegen, so würde alles andere dabei herauskommen können, nur keine brauchbaren Bauernhöfe. Da gilt es denn, hin und her zu überlegen, welche Äcker vereinigt, welche Wiesen entwässert werden müssen, ob es sich empfiehlt, ein ansehnliches Restgut oder gar mehrere größere Anwesen bestehen zu lassen, mit welchen Ländereien Kirche, Schule und Gemeinde ausgestattet werden sollen. Vielleicht ist es auch gar nicht nötig, eine neue Gemeinde zu gründen. Ob sich der Grund nicht so aufteilen ließe, daß die einzelnen Höfe

zur Erleichterung der Kirchen- und Schullasten den Nachbardörfern überwiesen würden? — Gemäß den besonderen Verhältnissen, die beinahe in jedem Falle verschieden sind, wird bestimmt werden müssen, ob es ratsam ist, die neue Ansiedlung als ein Reihen- oder ein Hausendorf anzulegen, oder ob man besser tut, die Bauernhöfe als Einzelgehöfte über die Feldmark zu verteilen. Auch die Gebäude des alten Gutshofes machen den Beamten mancherlei Kopfzerbrechen, denn nicht immer ist es möglich, die riesigen Scheunen und Ställe so zu teilen, daß ihre Teilstücke zwei, drei Ansiedlern überwiesen werden können, und wo es vielleicht anginge, wehren sich mitunter die Architekten der Kommission gegen den Plan, weil der Künstler in ihnen stärker ist als der Volkswirt.

Erst wenn alle diese Dinge entschieden und die einzelnen Gehöfte endgültig abgegrenzt sind, kann man an die Besetzung der Stellen denken, und da an Bewerbern kein Mangel zu herrschen pflegt, ist es nicht immer ganz leicht, aus den Würdigen die Würdigsten ausfindig zu machen. Wie wohl sich die meisten Ansiedler auf ihrer neuen Scholle fühlen, beweist am besten der Umstand, daß sehr viele von ihnen Landsleute aus ihrem Heimatdorf in Schwaben oder Sachsen nach sich ziehen. Und die Zufriedenheit der Ansiedler hat auch ihre guten Gründe. Die allermeisten von ihnen kommen in der Ostmark in größere, freiere Verhältnisse. Wer daheim zehn Morgen sein eigen nannte, hält hier vielleicht deren fünfzig unter Pflug und Sichel, und wer in Hessen oder Schlesien mit dem braven Rühlein kutscherte, kann hier mit zwei Pferden stolz zu Markte fahren.

Was die Größe der einzelnen Höfe angeht, so ist man bestrebt, möglichst viel spannfähige Bauern anzusiedeln, die mit ihren zwei Pferden je nach der Güte des Bodens 30 bis 90 Morgen bestellen können. Siedelt man Halbbauern an, so sucht man sie nach Möglichkeit in den Stand zu setzen, ihren Hof im Laufe der Jahre zu einer Vollbauernstelle zu erweitern, damit man keine

Anwesen schafft, deren Besitzer zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig haben. Außer diesen Bauernhöfen werden auch, je nach der Größe der Ansiedelung und der Arbeitsmöglichkeit in der nächsten Stadt, noch eine bestimmte Zahl von Handwerker- und Arbeiterwohnungen geschaffen, die man mit soviel Land ausstattet, daß die Familie davon die Kartoffeln im Keller und die Schinken und Würste im Rauchfang zu gewinnen vermag. An Arbeiterfamilien herrschte zuerst rechter Mangel; in dem letzten Jahrzehnt konnte eine große Zahl russischer Rückwanderer mit Arbeiterhäusern ausgestattet werden. Um diese Rückwanderer, die in der Fremde ihr deutsches Volkstum treu bewahrt haben, mit Rat und Tat zu unterstützen, gründete man im Jahre 1909 einen Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer, der mittlerweile 3000 Landarbeiterfamilien mit 8000 Arbeitskräften dem Mutterlande zugeführt hat. Außerdem sind gegen 500 Ansiedler-, Handwerker- und Waldarbeiterfamilien angelegt worden. Zu Ansiedlern erscheinen diese Leute nicht immer geeignet, da sie in Rußland die alten Wirtschaftsformen verlernt haben, doch sind sie uns gerade als Landarbeiter sehr willkommen.

Betrachten wir die Lage der Ansiedlungsdörfer auf einer Karte der Ostmark, so sehen wir, daß sie zwar sehr ungleich über die Fläche verteilt sind, aber doch fast nirgends gänzlich fehlen. Am dichtesten liegen die Kolonien im Nordosten von Posen und im Südosten von Westpreußen beieinander, wo die Städte Breschen, Gnesen, Mogilno, Znin, Janowitz, Wongrowitz, Briesen, Schönsee, Lessen u. a. m. beinahe völlig von Ansiedlungsdörfern umgeben sind. Aber auch bei Schwetz, Konitz und Dirschau, bei Schneidemühl, Posen und Jarotschin können wir meilenweit von einer Kolonie zur anderen pilgern. Am liebsten siedelt man die Kolonisten in dichten Massen an, weil dann die größte Gewähr geboten ist, daß sie ihre deutsche Art getreu bewahren. Eine Ansiedlerfamilie, wie sie uns Clara Viebig in ihrem Roman „Das schlafende Heer“ geschildert hat, die ein-

sam und allein zwischen polnischen Nachbarn hausen soll, dürfte in Wirklichkeit kaum vorkommen.

Um den Volksgenossen „im Reich“ eine Vorstellung von diesem deutschen Neuland zu verschaffen, lade ich sie ein, mich auf einer Wanderung im Weichbilde des Gnesener Doms zu begleiten.

In einem glühendheißen Julimorgen geht's längs der Hauptstraße der Stadt nach dem Dom, dessen Zwillingstürme über schattigen Anlagen emporstehen. Dabei kommen wir auch über den Marktplatz, wo gerade Wochenmarkt abgehalten wird. So haben wir die beste Gelegenheit, uns die polnischen Bauern der Umgegend näher anzusehen. Sie zeigen sich hier zumeist noch in ihrer alten Tracht. Die Männer tragen lange dunkelfarbige Schoßröcke und breitkrämpige Hüte, während die mit langen Korallenschmücken geschmückten Frauen in schwarzen Hauben einhergehen.

Freundlicher als auf dem sonnigen Marktplatz sieht's in der Nähe der Domkirche aus. Die Wohnungen der Geistlichen, welche dies polnische Nationalheiligtum, die Grabstätte des heiligen Adalbert, umgeben, lachen uns mit ihren hohen, spiegelblanken Fenstern gar freundlich an. Will man in Altpreußen die stattlichsten Gebäude eines Ortes auffuchen, so muß man sich nach den Kasernen und Schulen erkundigen, hier im Slavensland spielt das Eigentum der Kirche eine ähnliche Rolle.

Am Nordufer eines kleinen Sees, über den die Türme des Doms zu uns herüberschauen, führt uns eine schattige Chaussee ins Land hinaus. Anfangs wandert es sich recht gut, denn zur Linken dehnen sich parkähnliche Gärten, und ihnen gegenüber reihen sich schmucke halbländliche Wohnstätten aneinander.

Aber allgemach strebt unser Weg ins Freie hinaus, und nur Roggenfelder und Kartoffeläcker geben uns das Geleit. Weithin fliegt der Blick über das wellige Land, das bei seiner Baumarmut an dem außergewöhnlich heißen Sommertage recht steppenhaft und verbrannt aussieht. Überall sind die Gehöfte der Ansiedler unregel-

mäßig über die Flur zerstreut. Nur unserer Chaussee bleiben sie vorläufig noch fern. So vertreiben wir uns denn die Zeit damit, daß wir die ländlichen Gefährte mustern, die zum Wochenmarkt nach Gnesen fahren. An den Wagenschildern stellen wir mit Befriedigung fest, daß die schmückeren Wagen, die besseren Pferde deutschen Besitzern angehören.

So erreichen wir eine Wegkreuzung, wo es links nach dem gartenreichen Kirschdorf, rechts nach Korndorf geht. Da dieses die größere Siedelung zu sein scheint, lassen wir es uns nicht verdrießen, auf der eben erst gebauten, schattenlosen Chaussee, deren nächste Umgebung stellenweise noch einem Riesbergwerk gleicht, in das freie Feld hinauszuwandern. Erquicklich ist's nicht gerade, aber dafür umgibt uns ein Gelände, das für diesen Teil der Provinz so recht bezeichnend ist. Kartoffeln und Roggen, Roggen und Kartoffeln, dazwischen dann und wann ein Schlag Hafer. Sandiger Boden und doch, wie uns der prächtige Stand des Getreides zeigt, durchaus nicht unfruchtbar. Über uns jubeln die Lerchen, und auf den jungen Obstbäumchen, die längs der Chaussee angepflanzt worden sind, sammeln plumpe Grauammern, die im Verhältnis zu den winzigen Kronen unförmlich groß erscheinen, ohne Aufhören ihr eintöniges, schrilles Lied.

An Farben fehlt es dem Bilde nicht, lassen doch die Strahlen der Sommer Sonne die frische Kieselchüttung in so grellem Goldgelb gleißen und glänzen, daß uns beinahe die Augen schmerzen. Und von jedem Schotterhaufen am Grabenrande lacht uns die buntfarbige Pracht schmucker Feldblumen entgegen, Kornblumen und roter Klatschmohn, Disteln und Hedrich, alles umfrickt von den Ranken der Ackerwinde, deren schlichte Blüten die vor Hitze flimmernde Luft mit süßem Wohlgeruch erfüllen.

Da es von Menschen wenig zu sehen gibt, wenden wir unsere Aufmerksamkeit den Tieren zu. Aus einem Steinhauken, dessen plumpe Granitwacken noch der

Steinklopfer harren, windet's sich hervor, schlank und geschmeidig wie eine Schlange. Ein Wiesel ist's, das hochaufgerichtet nach der Haubenlerche äugt, die zwei Schritte weiter ahnungslos im Straßenstaub umhertrippelt. Da verrät ein knirschender Stein dem zierlichen Räuber unsre Nähe. Noch ein sehnsüchtiger Blick nach dem erdgrauen Vogel, und wie ein Blitz verschwindet der blutgierige Zwerg zwischen den Gräsern des Chausseegrabens.

Mehrmals versuchen wir, einen Seitenweg einzuschlagen. Aber immer wieder müssen wir Kehrt machen und zu unserer Chaussee zurückkehren, denn es sind Sackgassen, die zu einsamen Feldhöfen führen.

Auf diesem breiteren Landweg werden wir wohl endlich ans Ziel kommen. Richtig, da stehen schon die ersten Gehöfte! Keines sieht dem anderen gleich. Neben dem Ziegelrohbau mit flachem, geteertem Dach erhebt sich ein villenartiges Wohnhaus. Leider scheinen die Anstreicher dort nicht gewartet zu haben, bis das Mauerwerk trocken war, denn an Giebel und Seitenwand ist die hellblaue Farbe arg verblichen und verlaufen. Dem Sohne des Weichseldeltas, der an die schlichten, erdfarbigten Kleinbauernhäuser der Stromniederungen gewöhnt ist, wollen diese Bauernhäuser, die uns allzusehr an die Gassen der Vorstädte erinnern, nicht recht zusagen. Am ärgsten verdrießt es uns aber, daß wir auf weiten Strecken keinem einzigen schattenspendenden Baum begegnen. Kahl und sonnig zieht sich die breite Dorfstraße dahin und ermüdet in gleicher Weise Fuß und Auge. Immer wieder scheuchen wir große Schwärme von Kohlweißlingen auf, welche zu Hunderten auf den inmitten des Weges dörrenden Pferdeäpfeln sitzen. Manches der schmucken Gehöfte würde uns noch einmal so wohnlich erscheinen, hätte ihr Besitzer vor dem Wohnhause ein halbes Duzend Ahornbäume oder Linden angepflanzt, ja, wären es auch nur die anspruchslosen Akazien, die in dem durchsonnten Gelände trefflich gedeihen müßten.

Hier und da hat man auch schon einen geräumigen Obst- und Gemüsegarten angepflanzt, aber da deren Bäumchen noch gar zu jung sind, verschwinden auch diese grünen Inseln in der Flut der wogenden Kornfelder. Mit einem abgerissenen Weidenzweig fächeln wir uns Kühlung zu. Da wallt vor uns der Staub auf, und wehrhafte Reiter preschen vorbei. Es sind Gnesener Dragoner, die eine Felddienstübung hierher geführt hat. Dick hat sich der aschgraue Staub auf Helm, Sattel und Waffenrock abgelagert, und in glitzernden Bächen rinnt der Schweiß über die rotglühenden Gesichter. Seid uns gegrüßt, ihr reissigen Markwächter!

Mit Recht mögen sich die Baumeister der Ansiedlungskommission freuen, daß ihnen die Kirchen und Schulen, Gemeindehäuser und Dorfkrüge, die Bauernhöfe, Handwerker- und Arbeiterhäuser, die sie für die Einwanderer aufführen sollen, immer wieder Gelegenheit geben, ihrem Schaffensdrang und ihrer Einbildungskraft freien Spielraum zu gönnen, aber je länger wir zwischen ihren Schöpfungen einherwandern, um so mehr drängt sich uns die Überzeugung auf, daß für ein Bauerngehöft der einfachste Baustil doch wohl der beste sei, zumal sich die größte Einfachheit mit Ebenmaß und Schönheit ganz gut vereinigen läßt. Pflegt doch im allgemeinen der Ackersmann das Haus zu bauen wie der Vogel sein Nest, uraltem, angestammten Brauch folgend. Solches Beiwerk instandzuhalten, das nur dem Schmuck dient, wird er zumeist recht wenig Lust bezeugen. Da führt uns z. B. unser Weg bei einem stattlichen Gehöft vorüber, an dessen Giebel der Maler seinen frommen Spruch vergessen hat. Das mag den Besitzer gewurmt haben, denn er hat selber zum Pinsel gegriffen und mit ungefüger Bauernhand das Versäumte nachgeholt, ohne zu merken, daß sein ganzes Anwesen durch die unschönen Buchstaben entstellt wird. Diese Bedenken gelten vor allem für jene Bauernhöfe, die in der eintönigen, baumarmen Kultursteppe erbaut werden. Wo die Gehöfte der Ansiedler, wie etwa in Aht. Klodtken bei Graudenz, in

lauschigem Waldtal ihren Platz finden, kommen durch die villenartigen Bauten mitunter so anmutige Landschaftsbilder zustande, daß man sich die Abweichung von der Regel gern gefallen läßt.

Unter solchen Betrachtungen erreichen wir die alte, schattige Chaussee, die uns nach Gnesen zurückführen soll. An ihren Seiten zieht sich die Dorfgemeinde Kleryka hin, in der ganz überwiegend Handwerker angesiedelt worden sind. Kommst du dir nicht vor wie in einem Märchenland? Gleichen diese Wohnstätten nicht dem Häuschen der sieben Zwerge in dem Bilderbuch, das dir die gute Großmutter dereinst zum vierten Geburtstag geschenkt hat? — Ganz unwahrscheinlich zierlich und nett schauen die Giebel und Erker, die Türmchen und Fensterlein zwischen den alten Linden zu uns herüber. Ob sie nach dreißig, vierzig Lenzen auch noch so schmuck und sauber aussehen werden wie jetzt nach ihrem ersten Lebensjahr? — Nun, wir wollen es hoffen, ist doch der deutsche Handwerker ein Freund des Bastelns und Schnitzens, des Putzens und Ausbesserns, der am Zierlichen und Hübschen seine Freude hat. So dürfte des Künstlers Werk hier wohl reicheren Dank finden als in den bäuerlichen Ansiedlungen, wo alles Wirken und Schaffen mehr dem handgreiflichen, münzbaren Nutzen als der Schönheit zu gelten pflegt. Immer wieder machen wir halt, um eins der Häuschen genauer zu betrachten und den Sinn der Giebelinschriften zu überdenken. Welch ein Gegensatz zu den nüchternen, langweiligen Häusern der inneren Stadt! Gebe nur Gott, daß von den freundlichen Gehäusen auch die rechte Wirkung auf ihre Bewohner ausgehe, und daß manch sinniges, feinfühliges Menschenkind in diesen Stuben und Kämmerchen heranreife, unserem Volke zur Ehr und Zier!

Hast du in diesen hoffnungsvollen Siedelungen erst einmal Umschau gehalten, so brauchst du niemand mehr zu fragen, ob ein Ort Kolonistendorf sei oder nicht. Überall wirst du ihnen auf deinen Bahnfahrten begegnen, den schmucken Bauerngehöften und den stattlichen Kir-

chen, und wenn der Zug sich einer größeren Stadt nähert, so gib nur recht acht, denn nicht bei Gnesen allein schaffen deutsche Stellmacher, Schmiede und Schneider in ihrem Märchendorf, um auch in den entlegensten Städten der Provinz Posen die alte Sage von einem deutschen Mittelstande wieder zu greifbarer Wahrheit zu machen. Und alles das brachte die Ansiedlungskommission zuwege! Da tun wir wohl keinem unrecht, wenn wir behaupten, daß diese Behörde im letzten Menschenalter bei uns im Osten das beste Stück völkischer Arbeit geleistet hat.

Aber Großes gilt es noch zu vollbringen, wenn wir das Land jenseits der Oder unseren Kindern und Kindeskindern sichern wollen. Leider Gottes dürfen wir in der ostmärkischen Mittelstadt noch immer nur sehr bedingungsweise mit der Bodenständigkeit des gebildeten, deutschen Mittelstandes rechnen. Haben wir Deutsche ein Recht dazu, jene Grenzstriche als „unsere Ostmark“ zu bezeichnen, solange in den Familien der deutschen Akademiker in Gnesen und Hohensalza heller Jubel herrscht, wenn es dem Sohne „glückt“, eine Anstellung in einer westdeutschen Großstadt zu finden, solange man von der verlobten Tochter sagt: „Gott sei Dank, sie kommt nach Berlin oder Breslau!“ — Ist's nicht ein unwürdiger Zustand, daß so mancher Sohn der Ostmark, dem durch staatliche Stipendien der Weg zu seinem Berufe geebnet worden ist, sehnsüchtig des Tages harret, da er nach den Bestimmungen des Vertrages zum Wanderstabe greifen darf? — Einem stolzen Volke, das seinen Besitz zu erhalten gewillt ist, würde das Gegenteil weit besser anstehen. Hier ist den Schulen der Ostmark, der Bürgerschule wie dem Gymnasium, ein hohes und schönes Ziel gesteckt. Ihre Aufgabe müßte es sein, die Jugend mit den Reizen der Heimat und mit der Geschichte des erbitterten Kampfes vertraut zu machen, der um die ostmärkische Scholle gekämpft wird. Sie sollten dem heranwachsenden Geschlecht das Bewußtsein beibringen, daß die deutschen Söhne der Ostmark, die ihrer Heimat leichtsinnig, nur im Streben nach Flitter und Land und den

gehaltlosen Zeichen äußerer Zivilisation, den Rücken kehren, Verräter sind an der großen Sache ihres Volkes, für die schon ein Ulrich von Jungingen, ein Bartholomäus Blume geblutet haben.

Geben wir es nur zu, daß unsere Gegner uns in der Hinsicht weit überlegen sind! Jeder polnische Jüngling, dem die Stipendien der völkischen Vereine den Besuch des Gymnasiums und der Universität ermöglichen, fühlt sich als Beauftragter seiner Nation, und jeder polnische Rechtsanwalt und Arzt ist gern bereit, die ehrenamtliche Leitung völkischer Kassen und Genossenschaften, den Vorsitz in polnischen Kampfvereinen zu übernehmen. Die Deutschen drücken sich dagegen vor solchen Pflichten nur allzu gern, und „Was geht das uns an? Das ist Sache des Staates!“ tönt's dir entgegen, wenn du dich bemühest, die Säumigen scharf zu machen. Als ob der Staat ein in den Wolken thronender, überirdischer Begriff wäre und nicht vielmehr die Gesamtheit aller Bürger darstellte. Wie kann aber diese Gesamtheit gesund und stark und tatenfroh bleiben, wenn jeder einzelne nur seine eigene Bequemlichkeit, sein eigenes Wohlbehagen im Auge hat? — Erst dann dürfen wir der Zukunft getrost ins Auge blicken, wenn jeder Deutsche der Ostmark in jenem Lande seine liebe Heimat erblickt, in der er einen warmen Herd und ein stilles Grab erhofft, und wenn jeder Deutsche im weiten Vaterland erkannt hat, daß das erbitterte Ringen zwischen Deutschen und Slawen eine der wichtigsten Zukunftsfragen unseres Volkes bedeutet. Sind wir erst einmal soweit gekommen, dann sind auch jene Fluren und Wälder, Seen und Hügel in Wahrheit unsere Ostmark, unser aller Ostmark geworden, und keine Macht der Welt wird uns einen solchen Besitz entreißen können.

Ende.



Einmal ist es mir in der That gelungen, ein  
 solches Bild zu zeichnen, welches die  
 Natur so schön darstellt, wie sie  
 wirklich ist. Ich habe es in der  
 That gezeichnet, und es ist  
 ein sehr schönes Bild, welches  
 die Natur so schön darstellt,  
 wie sie wirklich ist. Ich habe  
 es in der That gezeichnet, und  
 es ist ein sehr schönes Bild,  
 welches die Natur so schön  
 darstellt, wie sie wirklich ist.

157

Einmal ist es mir in der That  
 gelungen, ein solches Bild zu  
 zeichnen, welches die Natur so  
 schön darstellt, wie sie wirklich  
 ist. Ich habe es in der That  
 gezeichnet, und es ist ein sehr  
 schönes Bild, welches die Natur  
 so schön darstellt, wie sie  
 wirklich ist.

158

Einmal ist es mir in der That  
 gelungen, ein solches Bild zu  
 zeichnen, welches die Natur so  
 schön darstellt, wie sie wirklich  
 ist. Ich habe es in der That  
 gezeichnet, und es ist ein sehr  
 schönes Bild, welches die Natur  
 so schön darstellt, wie sie  
 wirklich ist.

